

Hinterland

22/2013 4,50 euro



Gut vernetzt



DIE MORDE, DER PROZESS, DIE GEHEIMDIENSTE UND DER RASSISMUS

EINSCHÄTZUNGEN UND INFORMATIONEN AUS ERSTER HAND
ZUM NSU-VERFAHREN UND ZUR ARBEIT DER PARLAMENTARISCHEN
UNTERSUCHUNGS-AUSSCHÜSSE

SAMSTAG

**4. MAI 2013
19:30 UHR**

KAFE MARAT
THALKIRCHNER-
STRASSE 102

MÜNCHEN

WAS FÜR EIN JAHR?! Die NPD-Verbotsdebatte ist mit Getöse ins neue Jahr hinübergeschwappt und droht einiges schrill zu über-tönen; der Prozess gegen die verbliebene mutmaßliche Angehörige des Kerns des Nationalsozialistischen Untergrunds (NSU), Beate Zschäpe, und dessen zum Teil inhaftierte mutmaßliche Unterstützer_innen läuft seit Mitte April vor dem Oberlandesgericht in München; und die zum Teil beeindruckende und immer neuen Irrwitz zutage fördernde Arbeit der Parlamentarischen Untersuchungsausschüsse im Bundestag, in Bayern, Thüringen und Sachsen geht ihrem Ende (oder einer Verlängerung bzw. Neueinsetzung) entgegen. Gute Gründe, sich diese aktuellen Themen vorzunehmen und sich aus beruflichem Munde auf den neuesten Stand bringen zu lassen: Da vielen zu Recht die NPD-Verbotsdebatte etwas zu fadenscheinig vorkommt, konzentriert sich die Expert_innen-Runde am Samstag, 4. Mai 2013, auf die beiden anderen Themen.

ZU EINER INFO-RUNDE IM KAFE MARAT SETZEN SICH ZUSAMMEN: Robert Andreasch, a.i.d.a.-Archiv, München; Yavuz Narin, Nebenklage-Anwalt der Familie Boulgarides im NSU-Verfahren, München; Heike Kleffner, wissenschaftliche Mitarbeiterin der Bundestagsfraktion DIE LINKE zum Bundestagsuntersuchungsausschuss; Kerstin Köditz, MdL DIE LINKE, im Sächsischen Landtag, Mitglied des Parlamentarischen Untersuchungsausschusses; Martina Renner, MdL DIE LINKE, im Thüringischen Landtag, Mitglied des Parlamentarischen Untersuchungsausschusses; Florian Ritter, MdL SPD im Bayerischen Landtag, Ersatzmitglied des Parlamentarischen Untersuchungsausschusses

Moderation: Friedrich Burschel, Rosa-Luxemburg-Stiftung

Eine Veranstaltung der Rosa-Luxemburg-Stiftung Berlin in enger Kooperation mit



Das Vierteljahressheft
für kein ruhiges.

Hinterland #22
Februar 2013 bis Juni 2013

IMPRESSUM

Titel: Andrea Huber, 2013

Herausgeber:
Bayerischer Flüchtlingsrat
Augsburgerstraße 13
80337 München

Verantwortlich: Matthias Weinzierl

Redaktion: Agnes Andrae, Andrea Böttcher, Friedrich C. Burschel, Dorothee Chlumsky, Florian Feichtmeier, Fabian Holzheid, Joy Mann, Miri Leitner, Christoph Merk, Till Schmidt, Nikolai Schreiter, Sarah Stoll

Namentlich gekennzeichnete Beiträge müssen nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wiedergeben.

Kontakt: redaktion@hinterland-magazin.de

Gestaltung: Matthias Weinzierl

Druck: ulenspiegel druck gmbh,

Birkenstraße 3, 82346 Andechs

Auflage: 1.500 Stück

Website: Anton Kaun

Anzeigen: anzeigen@hinterland-magazin.de

Jahresabo: 21,00 Euro

Abo-Bestellung: abo@hinterland-magazin.de

www.hinterland-magazin.de

gefördert von der UNO-Flüchtlingshilfe

Eigentumsvorbehalt:

Diese Zeitschrift ist solange Eigentum des Absenders, bis sie dem Gefangenen persönlich ausgehändigt worden ist. Zur-Habe-Nahme ist keine persönliche Aushändigung im Sinne des Vorbehalts. Wird die Zeitschrift dem Gefangenen nicht ausgehändigt, so ist sie dem Absender mit dem Grund der Nichtaushändigung in Form eines rechtsmittelfähigen Bescheides zurückzusenden.

ROSA LUXEMBURG STIFTUNG



Hinterland



4

Zitiert & kommentiert

Von Hubert Heinhold

vernetzt

5

Lost in Rieden

Wie lebt es sich als Flüchtling aus Sierra Leone isoliert in der schwäbischen Provinz?

Von Agnes Andrae

14

Wollmützerl und Mohnstrudel

Ein Einblick in den österreichischen Abwehrkampf gegen die Wiener „Bettelmafia“

Von Ferdinand Koller

17

„Wir wollen zu bestimmten Bereichen einfach mehr Zugang haben“

Tunay Önder über die Vernetzung der Migrantenvereine in Bayern

Interview von Matthias Weinzierl

21

„... and we will rise up!“

Ein Bericht vom ersten „Refugee Struggle Congress“ in München

Von Nikolai Schreiter und Kersten Augustin

24

„Die ganze Stadt ist Thema“

Michaela Melián über ihr virtuelles Denkmal „Memory Loops“

Interview von Till Schmidt

30

Mörder, Nazis und „gemäßigte Radikale“

Die neofaschistische Szene in Deutschland zwischen Modernisierung und Zersplitterung

Von Friedrich C. Burschel

34

A Country for old men

Über Studentenverbindungen und Burschenschaften als Altherren-Netzwerke

Von Lucius Teidelbaum

40

Hotzenplotz' Erben

Die politische Wirkmacht der „Sudetendeutschen“ und das Phänomen der Ausblendung nationalsozialistischer Verstrickungen

Von Caspar Schmidt

46

Maschine Kapitalismus

Über den Zusammenhang von Science Fiction, globaler Marktordnung, Vernetzung und Ideologiekritik

Von Tom Reiss

53

Verfassungsschutzwissenschaftsjournalismus

Die karrierebewussten Einsatzgebiete wissenschaftlicher Expertise von Geheimdienst zu politischer Bildungsarbeit

Von Friedrich C. Burschel

61

Macht Lärm!

Mal Élevé von Irie Révoltés macht mobil gegen Homophobie und Sexismus innerhalb der Reggae- und Hip Hop-Szene

Interview von Florian Leckel

66

Egzons Rückkehr

Über die Odyssee Egzon Ibrahimis und seine Rückkehr nach München

Von Matthias Weinzierl

delanismus

72

Hauptsache köstlich!

Von linken Verzichtsimperativen zu delanischem Radikalgenuss

Von Eugene McMitherforen

style

75

„Nicht auf Radical Chic reduzieren“

Philipp Dorestal über den politischen Gehalt schwarzer Stylings in den USA

Interview von Till Schmidt

lesen

84

Generation Facebook

Ein Sammelband nimmt das soziale Netzwerk Facebook kritisch unter die Lupe

Von Desirée Rossa

nachgehakt

86

Wieder über Guben reden

Der Tod Farid Guendouls und die Folgen

Von Daniel Kröger

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser,

Gut vernetzt starten wir in diese Hinterland Ausgabe. Mit bestem Beispiel voran gehen dabei die Schweinenasen auf unserem Titelblatt, eine Momentaufnahme der letztjährigen Bodensatz-Kaffeefahrt zur Schweinemast nach Niederbayern – gute Spürnasen entdecken hier sogar das ein oder andere Redaktionsmitglied...

Aber auch jenseits kollektiver Erlebnisreisen ist das Thema Vernetzung hochaktuell, denn ohne gute Netzwerke scheint heute nix mehr zu gehen. So machen uns zumindest jene Karrierestrategen glauben, die Networking als elementares Modul in das Programm persönlicher Selbstoptimierung aufgenommen haben und dadurch Beziehungsgeflechte auf eine professionelle Ebene heben. Aber eigentlich gab es Netzwerke doch schon immer, oder?

Und dies natürlich nicht nur im positiven, sondern auch im negativen Sinne. So werfen die Autorinnen und Autoren dieser Hinterland-Ausgabe nicht nur einen Blick auf die Formen und Möglichkeiten der Vernetzung von Flüchtlingen oder Migrationsgruppen. Auch die Schattenseiten des Netzwerkers werden in Zusammenhang mit den Altherrenbünden der Burschenschaften oder den politischen Verwobenheiten der Sudetendeutschen thematisiert. Und wie fühlt man sich eigentlich, wenn das Netzwerk gänzlich fehlt, weil man als Flüchtling aus Sierra Leone in ein schwäbisches Provinzlager gesetzt wird?

In diesem Sinne ist die Ausgabe wie immer vielfältig, auch wenn das Thema natürlich mehr hergibt. Zumindest gab es auch in der Redaktion wieder viel Anlass zu hitzigen Diskussionen: Wir sind uns immer noch nicht darüber einig, ob Facebook unser Leben nun bereichert oder eher die stressigen Auswüchse des Vernetzungsfetischismus markiert. Aber dazu ein anderes Mal.

Und nun: Viel Spaß beim Lesen!

Eure Hinterland-Redaktion

voll toll!



„Heute begreife ich, dass es unmöglich ist, jemandem nicht zu begegnen. Indem man da ist und atmet, begegnet man der ganzen Welt. Der unsichtbare Faden hat einen vom Augenblick der Geburt an mit den anderen verbunden. Ihn zu kappen, dazu bedarf es mehr als nur eines Todes, und es nützt nichts, dagegen zu sein.“

Milene Michiko Flasar aus „Ich nannte ihn Krawatte“

Hubert Heinhold
ist Rechtsanwalt
und im Vorstand
des Fördervereins
Bayerischer
Flüchtlingsrat e.V.
und bei Pro Asyl.

Wie die Fische zappeln wir im Netz. Nein, nicht in einem, in hunderten, die Maschen des einen dichter als die des anderen. Wer im Internet ein Buch sucht oder ein Paar Schuhe, bekommt in den nächsten Wochen Werbung für Bücher und Schuhe. Deine Adresse ist erfasst, gespeichert und verkauft. Das willst Du nicht und gehst deshalb zum Buchhändler? Vergebens. Die Maschen sind nur größer, denn auch er bestellt per Computer und gibt Deinen Namen ein. Im Straßenverkehr wird Deine Autonummer erfasst, am Bahnhof und anderen „gefährlichen Orten“ wirst Du gefilmt. Elektronisch lesbarer Führerschein wie Personalausweis sichern die Identifizierung, polizeiliche Dateien sorgen für die richtige Zuordnung – gegebenenfalls europaweit. Bis zu den Diensten befreundeter Staaten reicht die Vernetzung – mindestens! Niemand kommt dem aus. Selbst nach dem Tod bleiben die Daten und das Planquadrat, E24 zum Beispiel, in dem man Deine Überreste vergraben hat.

Vernetzung heißt aber auch: Kommunikation. Der Aufschrei der Unterdrückten fand Jahrtausende kein Echo, weil die wenigen Kommunikationsmittel in den Händen der Mächtigen waren. Der Einzelne war allein und blieb es. Heute verbreitet sich eine Meldung in Windeseile um den Globus – jedenfalls gibt es die Möglichkeit hierzu. Flash-Mobs und Smart-Mobs sind neue Protestformen. Protest- und Unterstützungsmails beeinflussen die Politik, Massenpetitionen und künftig auch elektronische Abstimmungen erzeugen neue Formen der Demokratie. Weitere werden folgen, denn das Netz ist kreativ und wir sind es auch. Und hier kippt die Eingangsmetapher: Denn dieses Netz ist nicht das des Fischers, der uns stumme Fische fängt, sondern jenes, das wir selber spinnen und in dem sich andere verfangen. Warum nicht die, die uns wie Fische in ihren Netzen zappeln lassen?

Lost in Rieden



Als einziger afrikanischer Flüchtling strandet Barrie aus Sierra Leone in der schwäbischen Provinz. In Rieden führt er ein Leben in der Isolation. Von Agnes Andrae

Weltoffen & polyglott
Rieden grüßt seine internationalen Gäste

HERZLICH
WILLKOMMEN
WELCOME
SERVUS
GRAS DI
HALLO CIAO
BON JOUR
HERZLICH
WILLKOMMEN
WELCOME
SERVUS
CIAO
JOUR

Zu Vermieten
Sandra Müller
Tel. 08341/90818-77
Mobil 01 73 / 1 62 30 00
RE/MAX
www.remax-sulzer.de

Zentrum
aktives NEUGABLONZ

Fiedler
Geniessen erlaubt...

Pralinen
Süßwaren
Geschenke



... und vieles mehr!

Sudetenstraße 119 · 87600 Kaufb.-Neugablonz
info@suesswaren-fiedler.de

Telefon 0 83 41 - 6 22 96

Mondänes Zentrum...
Rieden Ortsmitte





Hier spielt die Musik
Blick auf das Gasthaus Zellerhof



Platz genug...
*...doch sag mir, wo die Riedenerinnen
und Riedener sind?*

Verkauf werden: gut erhaltene, saubere und selbstgewaschene Kleidung Gr. 56 - Gr. 164, sowie Regenmäntel, Blätter, Babyzubehör (z.B. Kinderwagen, Babywagen, usw.) und moderne Schwangerschaftsmode

Nicht verkauft werden: Lebensmittel und Süßwaren und VHS-Kassetten

Die Warenentnahme wird auf jeweils 1 Korb Kleidung (max. 2 P. Schuhe) und 1 Korb Spielzeug pro Nummer beschränkt. Auszeichnung für mit Klebermarken! **Körbe sind kostenlos mit schwarzem Kleber zu beschriften!**

Für das hübsche Wohl ist gesorgt.

Annahme der Ware ist Samstag, 09.03.2013 zwischen 10.00 Uhr und 11.00 Uhr.


Informationen ab 18. Februar 2013 bei Katrin Kühnel Tel. 90241 / 901270 zwischen 15.00 u. 18.00 Uhr

Abholung der nichtverkauften Ware ist am **Sonntag, 10. März 2013** zwischen 18.00 und 19.00 Uhr in der Turnhalle.

20% der verkauften Ware und der Erlös des Kuchens geht an Einrichtungen für Kinder und Jugendliche der Gemeinde Jengen.

Vielen Dank für Ihre Unterstützung das Basar-Team Jengen

weitere Informationen und Tipps zur Anlieferung auch unter: www.basar-jengen.de via email basar-jengen@arcor.de



№	0901	0902	0903	0904	0905	0906	0907	0908	0909	0910
№	0911	0912	0913	0914	0915	0916	0917	0918	0919	0920
№	0921	0922	0923	0924	0925	0926	0927	0928	0929	0930
№	0931	0932	0933	0934	0935	0936	0937	0938	0939	0940
№	0941	0942	0943	0944	0945	0946	0947	0948	0949	0950
№	0951	0952	0953	0954	0955	0956	0957	0958	0959	0960
№	0961	0962	0963	0964	0965	0966	0967	0968	0969	0970
№	0971	0972	0973	0974	0975	0976	0977	0978	0979	0980
№	0981	0982	0983	0984	0985	0986	0987	0988	0989	0990
№	0991	0992	0993	0994	0995	0996	0997	0998	0999	1000

TÜRCKHEIM

7. SCHWABEN MARKT

OSTER MARKT

der Künstler & Handwerker

Samstag, 09. März 2013
13.30 bis 17.30 Uhr

Sonntag, 10. März 2013
10.00 bis 17.30 Uhr

in der Mittelschule

● Kaffee & Kuchen - Kinder-Hüpfburg ●
● Strahlheizung - Mega-Trampolin (bei schönem Wetter!) ●

Für alle was dabei
Freizeitangebote in Rieden und Umgebung.
Auswahl zwischen Jugendkreuzweg und Ostermarkt.

gebildet von Jugendlichen der Pfarrjugendgemeinschaft

Kreuzweg


der Jugend



Sonntag.

Vortrag

Die hl. Crescentia - ihr Leben



Bonjour Tristesse
Feierabend in Rieden





Fotos: Agnes Andrae

Ich besteige in Kaufbeuren den Bus und fahre etwa eine halbe Stunde durch kleinere Ortschaften, über Wiesen und Felder. Es ist 9 Uhr morgens, und ich bin die einzige Person, die im Bus sitzt. An der Haltestelle „Rieden Ortsmitte“ muss ich aussteigen. Die Bezeichnung „Ortsmitte“ ist ein Euphemismus, denn die Ortsmitte unterscheidet sich auf keine Weise von den anderen Weggabelungen. Rieden, so heißt das winzige Dorf, das gerade mal 1333 Seelen zählt. Hier werde ich Barrie treffen.

Etwa zehn Minuten Fußweg liegen zwischen der Bushaltestelle und dem Flüchtlingslager, in dem Barrie wohnt. Ihn will ich heute besuchen und mir ein Bild davon machen, wie sein Leben in Rieden aussieht. Mehrmals am Telefon hat er mich darum gebeten. „You need yourself to come and see the place by your own eyes. I'm the only black guy here“, sagte er und betont immer wieder, wie einsam er hier ist. Auf dem Weg zum Lager begegne ich keinem einzigen Menschen.

Barrie und ich haben uns über eine Mitarbeiterin vom Münchener Infobus kennengelernt. Er war dort in Beratung und als er nach Rieden umziehen musste,

übernahm ich für den Bayerischen Flüchtlingsrat seine weitere Betreuung, hauptsächlich telefonisch. Zum ersten Mal getroffen habe ich Barrie in einem Münchener Krankenhaus. Ich besuchte ihn dort nach einer seiner zahlreichen Operationen besuchte.

Im Flüchtlingslager angekommen, suche ich Barries Zimmer. Das Lager besteht aus einem größeren Wohnhaus, in dem früher wahrscheinlich einige Mietparteien wohnten. Heute leben hier 30 bis 50, hauptsächlich aus Afghanistan und dem Iran stammende Flüchtlinge. Als ich ankomme, werkeln allerlei Bauarbeiter, wie ich später erfahre, um einen Wasserschaden zu reparieren. Ich frage einen der Hausbewohner, der mir auf dem Gang begegnet, wo ich Barrie finden kann. Er führt mich in den Keller. Ich folge ihm etwas verwirrt, aber tatsächlich, dort befindet sich sein Zimmer.

Ich klopfe. Barrie, ein müde wirkender, nicht gerade großer Mann Mitte dreißig öffnet in sportlicher Kleidung die Türe. Seine Augen leuchten auf, als er mich erkennt. Er freut sich wahnsinnig. Wir setzen uns in sein kleines Zimmer. Nach meinem Eintreten schließt er sofort ab. Er hat das Glück, ein Zimmer

für sich allein zu haben, die anderen Personen im Lager müssen sich meist eines zu zweit teilen. Hauptsächlich leben hier alleinstehende Männer. Es gibt aber auch einige Familien. Im Zimmer steht ein großes Bett, es gibt zwei Sitzmöglichkeiten, einen kleinen Tisch und einen Fernseher. Ein Internetanschluss existiert nicht. Die Küche und die Sanitärräume müssen sich die Bewohnerinnen und Bewohner des gesamten Stockwerks teilen. Unser Gespräch wird vom ständigen Lärm der Handwerker begleitet.

Warten in Eintönigkeit

Barrie hat am ganzen Körper Verbrennungen. Er zeigt mir seine Narben am Rücken, einige davon scheinen nicht ganz verheilt, es ist noch keine neue Haut über sie gewachsen. Barrie wurde in Sierra Leone mit Benzin übergossen und angezündet. Er floh vor den Leuten, die ihm das zugefügt haben, nach Deutschland. Er hatte keine andere Wahl: „If they will see me, they will kill me“, sagt Barrie. Er zeigt mir Fotos von seinen Verletzungen, die kurz nach der Tat aufgenommen wurden. Er war damals am ganzen Oberkörper und den Armen einbandagiert. Durch die starke Vernarbung der Haut, eine Folge der Verbrennungen, ist Barrie in seiner Beweglichkeit eingeschränkt. Er verspürt bei Bewegungen immer einen Zug auf der Haut und hat teilweise starke Schmerzen. „I feel pain, so tense, so tense here“, sagt er und deutet auf eine Narbe an der Seite seines Oberkörpers. Die Operation im vergangenen Jahr hat nur bedingt geholfen. Sogenannte Z-Plastiken wurden an seinen Narbensträngen vorgenommen, um seine Mobilität zu verbessern. Dabei wird die vernarbte Haut mit Z-förmigen Schnitten versehen, um ein Lösen der Narbenstränge zu erreichen. Weitere Operationen werden wohl notwendig sein.

Seit Oktober 2011 muss Barrie in Rieden leben. Nach seiner Ankunft in Deutschland im September 2011 war er zunächst in Berlin. Er wurde dann nach München und schließlich nach Rieden umverteilt. Umverteilen – dieses Wort hört sich schrecklich an. Es ist Behördenfachjargon, der benutzt wird, wenn Flüchtlinge nach dem Aufenthalt in einer Erstaufnahmeeinrichtung ohne Mitspracherecht einem der Flüchtlingslager in Bayern zugewiesen werden. Barrie hatte das große Pech. Er wartet in Rieden bis heute auf die Entscheidung seines Asylantrags. „I bleed,

they have to transfer me to a big city“, sagt er.

Barrie zeigt mir einen Brief, in dem ihm mitgeteilt wird, dass sein Taschengeld erhöht wurde. Zu seinem großen Glück, denn bis letztes Jahr musste er jede Fahrt nach Kaufbeuren zu seiner Ärztin von diesem Taschengeld bezahlen: „Last year I paid my way to go to the doctor and come back.“ Eine einzelne Fahrt kostet 3,90 Euro, hin und zurück sind das dann schon 7,80. Bei damals 40 Euro Taschengeld im Monat war das eine hohe Summe. Mittlerweile werden die Fahrtkosten vom Sozialamt übernommen, eine Mitarbeiterin der Caritas kümmert sich darum. Das ist gut so, denn Barrie muss inzwischen regelmäßig nach Kaufbeuren fahren, wo er eine Physiotherapie besucht. Die Kosten für eine Salbe, die schmerzlindernd wirkt, muss er selbst tragen.

Glücklicherweise bezahlt sie ihm aber eine Familie aus einem Nachbarort, die Barrie auf einer Veranstaltung in einem gemeinnützigen Zentrum kennengelernt hat. Solche Events sind eine der wenigen Ablenkungen von dem tristen Leben in Rieden.

Man kann hier nicht viel machen, erzählt er mir. Sein Tag besteht in der Regel aus Essen, Schlafen und Fernsehschauen. Es gibt noch nicht einmal einen einzigen Laden in dem kleinen Ort. Will Barrie zum Beispiel eine Telefonkarte kaufen, um seine Tochter in Sierra Leone anzurufen, muss er nach Kaufbeuren fahren.

Die Belegschaft des Riedener Flüchtlingslagers wird rundum versorgt. Die Taschengeldauszahlung erfolgt in der örtlichen Sparkasse, die Essenspakete werden bis vor die Haustüre geliefert und alles Weitere wird per Fax über den Hausmeister geregelt, zum Beispiel wenn zweimal im Jahr Gutscheine für Bekleidung ausgegeben werden. Die Flüchtlinge müssten Rieden demnach nicht verlassen. Sie müssen in dem Haus wohnen bleiben bis ihr Asylantrag abgelehnt wird und sie abgeschoben werden. Oder sie haben das große Glück und erhalten eine Aufenthaltserlaubnis, mit der sie dann ausziehen dürfen. Dazwischen heißt es Warten – im Fall von Barrie mittlerweile nun schon 18 Monate.

Ich frage ihn, ob er in dieser Zeit in Kontakt mit Dorfbewohnerinnen und Dorfbewohnern gekommen ist. Er erzählt, dass er niemanden von ihnen kennengelernt hat. „I meet them on the way, I greet them, they greet me“, aber das ist schon alles. „I cannot

In Rieden gibt es noch nicht einmal einen einzigen Laden

describe them, because I'm not friend with them.“ Es leben hier fast nur Bäuerinnen und Bauern, die den ganzen Tag auf dem Feld oder in den Ställen arbeiten und ansonsten ihre Häuser nicht verlassen.

Die Flüchtlinge im Lager hocken demnach den ganzen Tag aufeinander. Langeweile macht sich breit, Konflikte treten auf. „I'm the only black guy here“, betont Barrie. Das lassen die anderen Flüchtlinge im Lager ihn spüren, Rassismus ist auch hier an der Tagesordnung: „They give me a lot of problems.“ Ihm wurden mehrmals Sachen aus dem Zimmer gestohlen, als er vergessen hatte, es abzuschließen. Auch wurden die Reifen seines Fahrrads durchstochen und ihm dadurch auch das letzte bisschen Mobilität genommen. Er meidet die anderen, spricht kaum mit ihnen, um keine weiteren Probleme zu bekommen.

Frische Luft Tanken

Ablenkung bietet für Barrie der wöchentliche Deutschkurs, den er im Caritaszentrum im zur Gemeinde Rieden gehörenden Zellerberg besucht. Ein ehrenamtlicher Lehrer, der Barrie auch persönlich unterstützt, hält den Kurs. Barrie würde gerne einen kontinuierlicheren und umfassenderen Kurs besuchen, damit er endlich ausreichend Deutsch lernen kann. Denn ohne Sprachkenntnisse gibt es keine Arbeit und ohne Arbeit wird er weiterhin auf das bisschen Bargeld angewiesen sein. Das möchte er nicht, er möchte selbst für sich sorgen können: „I can not depend on social for the rest of my life.“ Außerdem will er hier endlich Freunde finden, auch deutsche. „I want to speak the language, to interact with the people“, sagt er.

Ein Mann aus Nigeria, der in Zellerberg wohnt, ist Barries einziger Bekannter in der Nähe. Er besucht ihn ab und zu und gelegentlich fahren sie gemeinsam mit dessen Auto nach Kaufbeuren. Über den Jahreswechsel hat er einen Bekannten in Berlin besucht, den er dort in einem Flüchtlingslager kennengelernt hatte, erzählt Barrie. Der Bekannte hat seinen Aufenthalt bekommen und deswegen haben sie gefeiert. Barrie hatte sein bisschen Geld gespart und ist mit einer Mitfahrgelegenheit nach Berlin gefahren – eines der wenigen Male, dass er aus Rieden raus gekommen ist. „Just to take some fresh air“, wie er meint. Barrie mag Deutschland und will hier dauerhaft bleiben. „My biggest wish is to get my health and to get my asylum proof“, sagt er. Barrie möchte

Barrie meidet die anderen Flüchtlinge, um keine weiteren Probleme zu bekommen

endlich in Deutschland ankommen. Rieden würde er am liebsten verlassen.

Trotz intensiver Unterstützung seines Hausarztes und einer Caritasmitarbeiterin durfte Barrie

nicht in eine größere Stadt ziehen. Der Antrag wurde abgelehnt. Nach München oder andere größere Städte Bayerns umziehen kann derzeit nur, wer zum Beispiel an einer schweren Erkrankung leidet. Barries Verbrennungen, seine daraus folgenden Schmerzen und seine Isolation in Rieden reichen den zuständigen Behörden nicht aus. Die Bezirksregierungen beklagen regelmäßig, sie hätten wegen der steigenden Flüchtlingszahlen große Probleme bei der Unterbringung, besonders die Flüchtlingslager in den größeren Städten seien überfüllt. Dieser Anstieg war jedoch ebenso vorhersehbar wie gering. Ohnehin treten Flüchtlinge und ihre Unterstützerinnen und Unterstützer schon seit langem für alternative Unterbringungsformen ein.

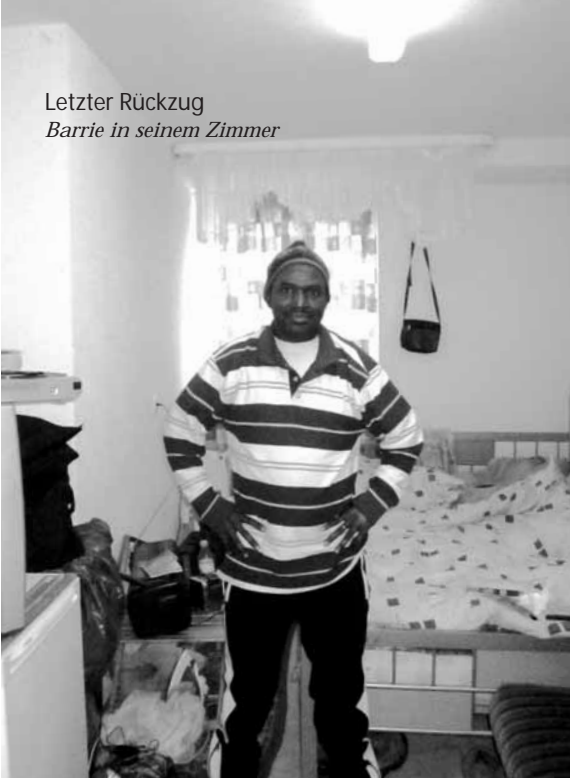
Die ersten Menschen außerhalb des Lagers

Eine Frau und eine Familie durften bereits aus dem Lager in Rieden ausziehen. Sie sind in das Flüchtlingslager in Augsburg gekommen, erzählt Barrie. Dies war aber nur möglich, weil bereits zweimal ein Wasserschaden das unterste Stockwerk des Lagers, in dem auch er wohnt, knietief unter Wasser gesetzt hatte. Daher auch die Bauarbeiten derzeit in dem Haus. Wieso er selbst dann nicht auch nach Augsburg ziehen darf, weiß Barrie nicht.

In Sierra Leone lebt Barries 12-jährige Tochter, mit der er so oft wie möglich telefoniert. Sie lebt bei ihrer Tante und deren Kindern. Seine Frau ist tot. Sobald er seinen Aufenthalt bekommen hat, möchte Barrie alles daran setzen, seine Tochter nach Deutschland zu holen, erzählt er mir. Derzeit spart er Geld, um ihr einen Schulranzen schicken zu können. Eigentlich wünscht sie sich ein Handy, aber das erhalte sie erst, wenn sie in diesem Jahr ein gutes Zeugnis bekommt und in die höhere Schule wechseln kann. Ein Handy hält sie nur von den Schularbeiten ab, meint Barrie.

Nach meinem Besuch begleitet Barrie mich zur Bushaltestelle. Wir haben Pech, denn zwischen 9:50 und 12:30 Uhr fahren keine Busse nach Kaufbeuren oder Buchloe. Wir müssten gut eine Stunde auf den Nächsten warten. Barrie erzählt mir, das Warten auf den Bus sei eine typische Situation für Rieden. Im Sommer sei das ja kein so riesiges Problem – aber im

Letzter Rückzug
Barrie in seinem Zimmer



Fotos: Agnes Andrae

Winter! Wegen seiner Verletzungen hat Barrie beim Warten oft Schmerzen. Unter der Woche gibt es kaum Busse, am Wochenende fährt keiner. Manchmal fällt der Bus einfach aus, was Barrie besonders nervt, wenn er zu einem Arzttermin nach Kaufbeuren muss. Im Sommer fährt er mit dem Fahrrad, aber auch der lange Weg nach Kaufbeuren bereitet ihm Schmerzen. Früher trieb er viel Sport: „In Sierra Leone I liked to jog and go to the beach. I liked swimming“, sagt Barrie. Das ist im Moment undenkbar. Um die Wartezeit zu überbrücken gehen wir ein Stück zu Fuß. Wir laufen über Feldwege nach Zellerberg, der nächsten kleinen Ansiedlung. Dort sehe ich auch die ersten Menschen außerhalb des Lagers: zwei alte Frauen warten mit uns auf den Bus.

Barrie freut sich, dass ich ihn besucht und mir seine Situation vor Ort angesehen habe. „Now you have seen what I have told you on the telephone“. Eigentlich wäre dies die Aufgabe der bayerischen Sozialministerin, die für die Unterbringung der Flüchtlinge in Bayern zuständig ist. Frau Haderthauer hatte sich bei ihrem Besuch im Würzburger Flüchtlingslager Mitte März 2013 noch nicht einmal getraut, aus ihrem Dienstwagen auszusteigen, als Flüchtlinge des Lagers um ein Gespräch baten. Selbst als sich ein Mann auf einer Krücke ihrem Dienstwagen in den Weg stellte, um mit ihr über eine Operation zu sprechen, auf die er schon lange vergeblich wartet, hatte sie nicht den Mut, das Auto zu verlassen und sich persönlich mit der Situation und den Problemen der Menschen auseinanderzusetzen.



Kommt der Bus?
Barrie checkt die Abfahrtszeiten

In diesem Verhalten spiegelt sich das ganze bayerische Lagersystem wider. In der Asyldurchführungsverordnung steht, mit der Lagerunterbringung solle die „Bereitschaft zur Rückkehr in das Heimatland gefördert werden“. Es geht dem bayerischen Staat nicht um eine adäquate Unterbringung für Flüchtlinge. Die Menschen werden bewusst in Isolation gehalten, was sie nach und nach zermürben soll. Da braucht es schon viel Kraft, um nicht kaputt zu gehen. Hoffentlich geht Barrie seine Kraft nicht aus.

Mein Bus kommt und ich steige ein. Es ist ein komisches Gefühl, einfach wieder fahren zu können, während Barrie hier bleiben muss.<

Agnes Andrae
ist Sozialarbeiterin
und arbeitet beim
Bayerischen
Flüchtlingsrat.



Wollmützerl & Mohnstrudel

In Wien gehen Polizei und Bürgerschaft scharf gegen bettelnde Menschen vor. Die Bettelverbote wurden alle mit der Existenz einer „Bettelmafia“ begründet. Ein Einblick in den österreichischen Abwehrkampf gegen Armutsmigration. Von Ferdinand Koller

Seit in den letzten Jahren bettelnde Menschen auf den Straßen Wiens wieder zum Alltag gehören, berichten die Medien von einer ominösen „Bettelfamilie“, die diese Menschen „aus dem Osten“ in die Bundeshauptstadt bringen und ausbeuten würde. Alle kennen die Geschichten von „Hintermännern“, die im Mercedes vorfahren, die Bettelnden einsammeln und ihnen das Geld wegnehmen. Selbst gesehen hat das niemand, aber man kennt jemanden, der es angeblich gesehen oder davon gehört hat. Spricht man in Wien über das Thema Betteln, ist dieses Bild allgegenwärtig.

Bettler = Roma = Mafia

Doch woher kommt die Idee von einer „Bettelfamilie“? In jedem Fall spielen tief verwurzelte antiziganistische Ressentiments eine große Rolle. Bettelnde Menschen werden in Österreich meist für Roma/Romnja gehalten, die Begriffe sind in ihrer Bedeutung für viele Menschen schon identisch geworden. Spricht man über diese Menschen, tut man es von Beginn an abwertend. Bettelnde Menschen wohnen nicht, sie „hausen“. Mehrere von ihnen sind keine Gruppe oder Familie, sondern eine „Bande“. Jede Form der sozialen Interaktion, gemeinsames Kaffeetrinken, Fahr- oder Wohngemeinschaften werden zum Beweis dafür, dass es sich um „organisierte Banden“ handelt.

In einer Debatte zur Verschärfung des Bettelverbotes in Wien stellte die Gemeinderatsabgeordnete Barbara Feldmann (Volkspartei) fest, „...dass das organisierte Banden sind mit dem gleichen Outfit, mit gleichem Wollmützerler...“. Ihre Parteikollegin Ursula Stenzel wollte einmal einer Bettlerin einen Nussstrudel kaufen. Diese wollte aber lieber einen Mohnstrudel haben, was Stenzel als Beweis für die Existenz einer „Bettelfamilie“ anführte.

Was auch immer bettelnde Menschen tun, es wird so ausgelegt, dass das Bild einer „Bettelfamilie“ gestärkt wird. Woran man erkennen kann, wer zur Mafia gehört und wer nicht, kann niemand erklären. Allerdings werden nur bettelnde Menschen aus dem Ausland, vor allem jene, die man als Roma/Romnja wahrnimmt, als „Bettelfamilie“ bezeichnet. Solchen Menschen traut man freilich auch alles zu. Sozialdemokratische Abgeordnete haben ein Kinderbettelverbot legitimiert, indem sie den bettelnden Menschen unterstellten, ihre Kinder zu verleihen oder zu vermieten und generell zu missbrauchen. Die

Abgeordneten der Freiheitlichen und der Volkspartei haben sich freilich noch ärger über bettelnde Menschen geäußert und mutmaßten unter anderem, die Kinder würden mit äußerster Brutalität zu Kriminellen erzogen. Die grundrechtlich bedenklichen Bettelverbote, die in den letzten Jahren eingeführt wurden, wurden alle mit der Existenz einer „Bettelfamilie“ begründet, gegen die man vorgehen müsse und vor der man die Opfer schützen wolle.

Abwehrkampf gegen die Armen

Unter den Verboten haben sich die Lebensbedingungen für arme Menschen weiter verschärft. Die Polizei bestraft mit großem Aufwand und nimmt Personen bei Uneinbringlichkeit der Geldstrafen in Haft. Dieser Umgang mit armutsbetroffenen Menschen im öffentlichen Raum ist die Folge einer kommunalen Sicherheitspolitik, die sich nicht mit der Abwehr objektiver Gefahren beschäftigt (Wien ist wohl eine der sichersten Großstädte weltweit), sondern mit Gefährdungen des subjektiven Sicherheitsgefühls. Die Bürgerinnen und Bürger sollen sich wohlfühlen in der Stadt, da haben Obdachlose, Drogenabhängige und bettelnde Menschen keinen Platz. Sie werden zu Störfaktoren stigmatisiert und wie die „Hundstrümmerl“ von den Straßen entfernt. Bevorzugt findet diese „Reinigung“ in Einkaufsstraßen und in der Nähe touristischer Attraktionen statt.

Das Thema Betteln beschäftigt die Wiener Bevölkerung sehr. Die Politik greift immer wieder darauf zurück und geht auf Kosten der bettelnden Menschen auf Stimmenfang. Dabei wird mit der immer wiederkehrenden Behauptung der Existenz einer „Bettelfamilie“ eine Bedrohung konstruiert, die mit einem Bettelverbot schnell gelöst werden könne. Die Politik will zeigen, dass sie handeln kann. Dass gar keine Bedrohung besteht und der Handlungsbedarf allenfalls im sozialen Bereich liegt, interessiert ohnehin kaum jemanden. Auch für einen Großteil der Medien sind bettelnde Menschen ein gefundenes Fressen. Die Berichte über haarsträubende Lebensumstände und die „Bettelfamilie“ mit ihren „bösen Hintermännern“ scheinen gut anzukommen. Das Praktische an den bettelnden Menschen ist, dass sie sich in der Regel weder gegen die Gesetze und Polizeipraktiken noch gegen falsche Berichterstattung in den Medien wehren. Und es gibt kaum jemanden, der versucht, andere Bilder in der Öffentlichkeit zu etablieren.

Armutsmigration als „Überlebensreisen“

Die Realität hinter diesem politischen und medialen Diskurs über die „Bettelmafia“ sieht ganz anders aus. Selbstverständlich kann niemand ausschließen, dass auch bettelnde Menschen Opfer von Ausbeutung werden können, doch ist dies keineswegs der Regelfall. Auch die Polizei kann nicht von konkreten Fällen dieser Art berichten, man „vermutet“ oder „ermittelt“ immer nur.

Die bettelnden Menschen, mit denen die Initiative BettelLobby Wien und verschiedene soziale Einrichtungen bisher in Kontakt gekommen sind, sind alle in Kleingruppen nach Wien gekommen und sind entweder miteinander verwandt und/oder lebten ursprünglich im selben Dorf. Die Hauptgründe für ihre Migration sind extreme Armut und Perspektivlosigkeit in ihrer Heimat. Das Betteln ist dabei nur ein Weg, zu Geld zu kommen, der sich auch nur für jene eignet, die dem Bild eines Bettlers entsprechen: alte, kranke, schwache Menschen, die offensichtlich arbeitsunfähig sind. Junge, gesund aussehende Männer können sich beim Betteln nicht viel erwarten. Sie gehen anderen Beschäftigungen nach, verkaufen Straßenzeitungen oder versuchen, als Tagelöhner auf Baustellen Geld zu verdienen. Ansprüche auf Sozialleistungen haben sie in Wien keine, sie sind auf sich gestellt. Viele von ihnen sind obdachlos oder wohnen in prekären Verhältnissen in Abbruchhäusern, für die sie viel zu viel bezahlen.

Ferdinand Koller
engagiert sich in der BettelLobby Wien für eine Abschaffung der Bettelverbote und für die Verbesserung der Situation bettelnder Menschen. Näheres unter <http://bettellobby-wien.wordpress.com>

Seit Ende 2011 sorgt ein Haus in der recht zentral gelegenen Gumpendorferstraße für mediales Aufsehen. „Horrorhaus“ und „Hochburg der Bettelmafia“ sind die Begriffe, die zu dessen Beschreibung aus der Tiefe journalistischer Fantasien geborgen werden. Anlass der Meldungen war ein groß angelegter Polizeieinsatz im Januar dieses Jahres. 200 Polizeibeamte und Beamte des Magistrats stürmten das Haus, holten Familien aus ihren Wohnungen und überprüften alles. Es wurden zwar einige Mängel gefunden, diese waren allerdings dem Vermieter anzulasten. Nachfragen bei der Polizei ergaben, dass zwar einige Personen im Haus schon mal wegen „Bettelns“ bestraft wurden, kriminelle Strukturen wurden aber nicht aufgedeckt. Es ist nicht das erste Mal, dass auch die Polizei völlig frei mit dem Begriff „Bettelmafia“ hantiert und darunter einfach ausländische Bettlerinnen und Bettler versteht.

Wer das „Horror-Haus“ besucht, wird in der Tat beeindruckt sein. Nicht von den angeblichen Fäkalien oder Müllbergen, sondern von etwa 200 Menschen, Männern und Frauen unterschiedlichen Alters, Kindern und Jugendlichen aus verschiedenen Ländern, die eines gemeinsam haben: zu wenig Geld für eine normale Wohnung. Viele von ihnen kommen aus Rumänien, es sind aber auch Leute aus Bulgarien, der Slowakei, Syrien oder afrikanischen Ländern im Haus. Die Wohnverhältnisse in den Wohnungen sind alles andere als optimal, aber die Leute machen das Beste daraus und laden einen auch mal gerne auf ein Getränk ein und erzählen von ihrem Leben in Österreich und in den Herkunftsländern. Warum sie sich das hier in Wien antun? Die Antworten gehen meist in eine Richtung: zu Hause ist es noch schlimmer,

„hier verhungern wir wenigstens nicht“. Die Lebensmittelpreise sind in den Herkunftsländern ähnlich hoch wie im reichen Wien, viele Menschen müssen mit wenigen Euro pro Tag auskommen und haben keine Chance, mehr zu verdienen. Ihnen bleibt gar nichts anderes

übrig, als in reichere EU-Länder zu gehen und dort die wenigen Möglichkeiten auszunutzen, ein paar Euro zu verdienen. Robert Sommer, Redakteur der Straßenzeitung *Augustin*, hat dieses Migrationsphänomen letztes als „Überlebensreisen“ bezeichnet.

Dialog nicht in Sicht

Die Menschen im Haus haben spätestens nach dem Polizeieinsatz mitbekommen, was über sie geschrieben wurde. Die Journalistin Ulli Gladik besuchte einige Familien und schrieb einen Artikel im *Augustin*, den viele aus dem Haus verkaufen. Die rumänische Übersetzung war im Haus sehr gefragt, die Leute haben sich gefreut, dass sie als gastfreundlich und ordentlich bezeichnet wurden und die Gründe für ihren Aufenthalt in Wien erklärt wurden.

Politik, Medien und Polizei weigern sich, auf Augenhöhe mit den Menschen zu sprechen und deren tatsächlichen Lebensbedingungen kennenzulernen. Das wird wohl auch so bleiben. Denn akzeptiert man die Realität abseits überzogener „Bettelmafia“-Fantasien, fällt es schwer, die Leute mit Polizeigewalt aus den Fußgängerzonen zu vertreiben und zu behaupten, soziale Angebote seien für diese Gruppe nicht nötig.<

„Wir wollen zu bestimmten Bereichen einfach mehr Zugang haben“

Tunay Önder ist zweite Vorsitzende des Tscherkessischen Kulturvereins München und in dieser Funktion sitzt sie seit knapp einem Jahr in einem Gremium, das sich zum Ziel gesetzt hat, die Vernetzung der Migrantenvereine in Bayern voranzutreiben. Ein Gespräch mit Matthias Weinzierl über biedere Strukturen, vernetzte Identitäten und tolle Spielwiesen.

Seit einem Jahr gibt es Bestrebungen, ein Netzwerk der Migrantenorganisationen in München aufzubauen. Was darf man sich darunter vorstellen?

Das ist schwierig zu sagen, weil sich das Ganze gerade erst formiert. Es gibt momentan ein Kernteam mit Vertreterinnen und Vertretern aus etwa zwanzig Migrantenorganisationen. Die wussten jedoch anfangs nicht, dass sie ein Migrantennetzwerk gründen würden. Die Idee zu dem Netzwerk entstand dann im Laufe einer Qualifizierungsreihe. Die „Arbeitsgemeinschaft der Ausländerbeiräte in Bayern“ hat für Migrantenvereine Gelder, wahrscheinlich vom Bund, locker gemacht. Warum? Migrantenvereine spielen eine wichtige Rolle bei der Integration, denn sie leisten viel ehrenamtliche Integrationsarbeit. Deshalb möchte man sie institutionell fördern, um sie mehr einzubinden. Das erste Angebot war diese Qualifizierungsreihe für Leute aus den Migrantenvereinen. Ich habe zum Beispiel an einem Seminar zu Sponsoring teilgenommen, aber es gab auch Seminare zu Selbstorganisation, zum Steuer- und Vereinsrecht und viele mehr.

Wie kam es dann genau zu dieser Netzwerk-Idee?

Eine Frau von der Stelle für interkulturelle Arbeit der Stadt München berichtete auf den Seminaren vom „Stuttgarter Forum der Kulturen“, einem vor wenigen Jahren gegründeten Dachverband von Migrantenvereinen, der gute Arbeit macht. Eine richtige

„Ein Netzwerk zu gründen ist wirklich nicht einfach“

Institution, die ihr eigenes Magazin herausgibt und als Ansprechpartnerin für Schulen, für Ministerien und so weiter angesehen wird. Dann stand die Frage im Raum: Kann das ein Vorbild für uns sein? Hat so ein Zusammenschluss Sinn? Natürlich hat das Sinn. Ein tscherkessischer Verein alleine wird nicht erfolgreich die doppelte Staatsbürgerschaft einfordern können. Aber wenn sich alle Migrantenvereine zu einem Riesenverband zusammenschließen, dann kann man gemeinsam richtig Lobbyarbeit machen.

Welche Migrantenvereine haben sich daran beteiligt?

Das waren die unterschiedlichsten und untereinander nicht unbedingt wohlgesinnten Leute. Wenn ich mir das so aus dem Ärmel schütteln darf, dann waren das: Eine alevitische Kulturgemeinde, ein kurdischer Frauenverein, ein mesopotamischer Verein von irakischen Kurden, der tscherkessische Kulturverein, die Russische Jugend München e.V., ein griechisch-albanischer und ein uigurischer Verein. Die haben teilweise Ressentiments untereinander, die wurden aber da erst einmal nicht ausgetragen.

Ein Netzwerk zu gründen ist wirklich nicht einfach. Wir sind ja alles Ehrenamtliche. Wir können uns nicht immer treffen. Und wie soll man sich selber organisieren? Wir wussten zunächst nicht, wofür so ein Netzwerk gut sein soll und ob wir überhaupt zusammenarbeiten wollen. Haben wir überhaupt einen gemeinsamen Nenner, abgesehen davon, dass wir Migrantinnen und Migranten sind? Können wir überhaupt gemeinsame Ziele entwickeln? Was wollen wir überhaupt?



„Geile Mütze“
Tunay Önder, hier im Gespräch mit
Nejdet Kozok für einen Dokumentarfilm
über Tscherkessen

Foto: privat

Wie lautet denn das gemeinsame Anliegen, das die Migrantenvereine verbindet?

Der springende Punkt ist, dass die gesellschaftliche Teilhabe bei all diesen Gruppen nicht in der Form besteht, wie sie bei der Mehrheitsgesellschaft gegeben ist. Gerade wenn es um Themen wie Staatsbürgerschaft oder muttersprachlichen Unterricht geht. Wir wollen zu bestimmten Bereichen einfach mehr Zugang haben. Darauf können sich alle einigen.

Es wirkt ein bisschen, als wäre euer Projekt eine städtische Initiative. Hat die Frau von der Stadt eure Vernetzung gesteuert?

Nein. Die hatte zwar ein Interesse an der Netzwerkgründung, aber sie hätte das gar nicht steuern können, weil wir ja zu nichts verpflichtet sind. Sie hat unterstützend eingegriffen, als wir jemanden gebraucht haben, der einen Raum klarmacht, und sie hat auch die Moderation und das Protokoll übernommen. Es war ein großes Durcheinander. Wir wussten nicht, was wir eigentlich wollten. Und dann kam irgendwann der Geschäftsführer der

Initiativgruppe, der Manfred Bosen, er ist reingekommen und hat gesagt: „Leute das ist eine super Sache, wenn ihr wollt, kann ich euch behilflich sein“. Er ist dann in unsere Gruppe gekommen und unser Zugpferd geworden. Er ermutigte uns dazu, daraus ein Projekt zu machen und beim Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (BAMF) dafür 150.000 Euro zu beantragen.

Haben die Migrantenvereine untereinander Konflikte? Und falls ja, wie geht ihr damit um?

Auf jeden Fall! Ich erinnere mich an eine turbulente Sitzung, bei der

wirklich jeder gesagt hat, „Jetzt reicht es, so haben wir keinen Bock zusammen zu arbeiten“, und die dann aufgelöst wurde. Ein Streit entstand auch, als die türkisch-deutsche Studierendengemeinde neu dazu gekommen ist. Die ist sehr etabliert und aktiv und hat im Gegensatz zu meinem Fuzzelverein Gelder und kann damit ihre Leute sogar bezahlen, dass sie an den Netzwerksitzungen teilnehmen. Die haben gleich angeboten, wichtige Aufgaben zu übernehmen, wie zum Beispiel das gemeinsame Konzept zu formulieren. Die Kurden haben daraufhin protestiert und haben dem türkischen Verein zudem unterstellt, mit Fascho-Türken in Verbindung zu stehen. Das lustige ist, dass beide Parteien einen gemeinsamen Bezugspunkt hatten, nämlich Manfred Bosel, den einzigen Deutschen in der Gruppe. Der hat dann gesagt: „Macht das unter euch aus“.

Wie stehst Du persönlich zu dem Netzwerk?

Das Migrantennetzwerk ist voll in den Kinderschuhen und hat noch etwas sehr Biedereres an sich, daher komme ich mir auf den Versammlungen sehr verloren vor. Ich mache aber mit, weil das Ganze Potential hat und ich es von der Idee her gut finde. Aber es sind nur alte Backies dabei. Aber wenn das BAMF und auch die Stadt Gelder für Migrantenzeugs bereitstellen, da müssen wir doch zugreifen, oder? Der Nachteil ist, dass du dich stärker als Migrant definierst und zementierst. Ich möchte mich zudem nicht unbedingt mit anderen Migrantenorganisationen vollkommen zusammenschließen. Mit einigen ja, aber nicht mit allen.

Erzähl doch mal ein bisschen von deinem Verein. Wie viele Mitglieder habt ihr überhaupt?

Wir haben ungefähr 80 Mitglieder. Aber unseren Verein besuchen viel mehr Leute, denn er besteht aus lauter Familien, die sich kennen. Zu unseren Festen kommen dann gerne mal 200 Leute. In München leben nach Schätzungen etwa 1000 Tscherkessen, die Halbt-scherkessen natürlich mit eingerechnet.

Und die stammen alle aus Tscherkessien?

Die wenigsten kommen direkt aus Tscherkessien, weil wir sind ja eine Gemeinschaft in der Diaspora. Der Großteil dieser „Volksidentität“ hat vor Jahren schon diesen Landstrich verlassen. Der überragende Teil der Menschen, die sich Tscherkessen nennen, etwa 70 bis 80 Prozent, lebt nicht mehr im Kaukasus. Der Großteil, mehrere Millionen, lebt in der Türkei, andere Teile in Syrien, Jordanien und auf dem Balkan. Die zweite Welle kam dann aus diesen Orten nach Europa oder in die USA. Meine Eltern zum Beispiel sind in der Türkei aufgewachsen, so wie ich in Deutschland.

Was treibt dich dazu an, dich in einem tscherkessischen Kulturverein zu engagieren?

Es ist eher die Vorstellung von einer Gemeinschaft, die bestimmten Werte, eine eigene Sprache hat, eine eigene Musik, die eine extrem wichtige Rolle spielt. Diese Musik hat mich total geprägt. Ich bin mit tscherkessischer Musik groß geworden.

Kann man eure Arbeit mit der Brauchtumpflege der sogenannten Vertriebenenvereine vergleichen? Habt ihr den Anspruch, eines Tages wieder in den Kaukasus zu ziehen?

Ich persönlich verspüre überhaupt keine Sehnsucht danach, dorthin zu gehen. Ich kenne diesen Landstrich nicht. Ich finde es zwar total cool, dass ich eine Connection zu dieser Region habe. Ich kenne auch Leute dort und es soll sogar entfernte Verwandte geben. Ich habe sie zwar noch nie besucht, aber es gibt die Verbindung. Wenn mein Hirn lange genug gewaschen worden wäre, dann sähe ich das wohl anders. Ich kenne schon Leute, die sagen: „Wir müssen zurückkehren, dorthin wo wir ursprünglich herkommen.“

Manche Außenstehende stellen sich Migrantenmilieus als geschlossene Gesellschaften vor, wo man „unter sich“ bleiben möchte, als eine Parallelwelt, in der alles untereinander geregelt wird. Ein Geheimbund, dessen Mitglieder voneinander profitieren und bestimmte Leistungen miteinander teilen. Ist das so?

Nein, die Vernetzung der Tscherkessen ist eigentlich nur darauf ausgerichtet, die Identität zu bewahren. Im Alltag kann das heißen, dass mich eine mir unbekannt Person aus den USA bei Facebook als Freund anklickt, einzig aus dem Grund, weil ich eine Tscherkessin bin. Es gibt von uns so wenige. Das verbindet. Diese Person kennt die Musik, Tänze, die Sprache. Man teilt sich ein ganz kleines Wissen mit Leuten, die auf der Welt verstreut leben.

Es gibt also keinen tscherkessischen Heiratsmarkt?

Den gibt es wiederum schon. Das hängt natürlich von der Herangehensweise jedes einzelnen Netzwerkmitglieds ab. Meine Intention ist es jedenfalls nicht. Es liegt ja auch auf der Hand, dass ganz viele das auch als Heiratsmarkt sehen. Manche geben auch die Losung aus, man müsse „unter sich“ bleiben. Es fallen da so total kranke Sprüche.

Was ist denn deine Intention?

Für mich ist der Verein einfach eine ganz tolle Spielwiese und er verbindet mich mit ganz vielen Menschen aus aller Welt. Ich weiß ganz genau, es ist voll geil, ich kann es noch einmal selber auslegen, ich kann es so richtig mit anderen neu gestalten. Das hat ein riesiges Potential und verbindet: Viele, die hier im Hip Hop-Milieu groß geworden sind, verbinden das Tscherkessische mit Hip Hop und dabei kommen coole Sachen raus. Oder ich habe zum Beispiel in den USA einen tscherkessischen Grafiker entdeckt, der eine geile Zeitschrift herausgibt.

Du könntest auch Mitglied in einem Comicclub sein und auf Manga-Conventions fahren, dort deine Gleichgesinnten finden und Vorlieben für Musik teilen. Ist das nicht auch auswechselbar?

Klar, du könntest ja jetzt auch Spanier sein – bist du aber eben nicht.

Aber euer Club hat eine strenge Tür und rein kommt nur, wer sich als Tscherkesse definiert...

Von außen mag das wohl so aussehen, als wären wir eine geschlossene Gesellschaft, aber eigentlich empfinde ich das

genaue Gegenteil, überall trifft man auf Gleichgesinnte. Ich kann ja auch nicht beweisen, dass ich Tscherkessin bin – es könnte daher auch irgendein Hans daherkommen und sagen, ich bin Tscherkesse.

Wie seid ihr denn mit anderen Migrantenvereinen vernetzt?

Die tscherkessischen Vereine aus ganz Deutschland feiern jedes Jahr ein gemeinsames Kulturfest. Aber mit anderen Migrantenvereinen hat man eigentlich nichts zu tun.

Ich stelle mir das auch schwierig vor. Es scheint ja, dass jede dieser Gruppen daran arbeitet, die jeweilige Geschichte und die eigenen Besonderheiten zu bewahren. Schließt das nicht automatisch eine Vernetzung aus?

Das ist natürlich das sehr gängige Bild von Vereinen. Ganz klar, es geht um das Bewahren. Aber Migrantinnen und Migranten, die Vereine aufgemacht haben, wollten nicht in erster Linie etwas bewahren, sondern einen Raum schaffen, in dem sie sich treffen und miteinander sprechen konnten.

Es gab früher einen Ausländerbeirat und ein von der Stadt initiiertes „Fest der Kulturen“ mit offener Bühne für die migrantischen Vereine in München. Und jede der beteiligten Gruppen hat ihre Tänze und Trachten präsentiert. Ich fand diese Feste immer etwas gruselig und hatte den Eindruck, es gibt keinerlei Verbindung und Gemeinsamkeiten zwischen den Gruppen. Wie stehst Du zu solchen Veranstaltungen?

Diese Folklorefeste sind schrecklich, da stimme ich mit dir überein. Aber andererseits war das nun einmal eine von der Stadt bereitge-

stellte Bühne und man hat sie genützt und fand sich toll. Das ist total ambivalent von den Akteuren, aber auch vom System. Ich glaube, das System möchte da etwas zementieren. Ein Ausländerbeirat und solche Feste sind nicht von selbst entstanden, sondern wurden eingerichtet, um Ausländerinnen und Ausländer irgendwie zu fassen zu bekommen und Rollen zu zementieren.

Ich habe dich noch nie in tscherkessischer Tracht gesehen...

Es gibt so tscherkessische Mützen – die sind so geil. Und ich denke mir, bei meinen Eltern liegt eine rum und warum soll ich die nicht tragen, das sieht total cool aus.

Beim Flüchtlingskongress in München wurde nicht mehr von Flüchtlingen oder Migrantinnen und Migranten gesprochen, sondern von „Nichtbürgern“. Die einen haben die bürgerlichen Rechte und die anderen eben nicht. Ist das die Klammer, um die Migrantenvereine miteinander zu verbinden?

Vielleicht sollte man das so sehen. Das finde ich super. Vielleicht kommt einem dieses Migranten-Netzwerk dann nicht mehr so bieder vor, weil es dann nicht mehr um die einzelnen Grüppchen geht. Das Ambivalente macht Diaspora-Netzwerke ja so spannend. Handelt es sich dabei um etwas Gutes, eine progressive Bewegung, ist es etwas Emanzipatorisches oder hat es etwas von einer Rückbesinnung auf wieder so etwas Nationales, etwas „Völkisches“.<



Foto: Nikolai Schreiter

„... and we will rise up!“

Anfang März kamen 300 Menschen beim „Refugee Struggle Congress“ in München zusammen: Es ging um Vernetzung, Theorie und die Reflexion der zurückliegenden Proteste. Von Nikolai Schreiter und Kersten Augustin

Gebannt verfolgen etwa 300 Augenpaare, was ein Beamer auf die Leinwand projiziert: Bilder von Flüchtlingen auf ihrem Protestmarsch durch die Republik. Als zu sehen ist, wie Flüchtlinge einer Gruppe protestierender Neonazis ihr Transparent entreißen, jubelt der Saal. Es ist einer der wenigen Momente, wo die Stimmung euphorisch wird. Über weite Strecken ist der Kongress geprägt von Theoriediskussion.

Widerstandszellen in den Lagern

Es sei der erste Kongress, der von Flüchtlingen selbst organisiert werde, sagen die Veranstalter. Seit 2005 organisieren die „Jugendlichen ohne Grenzen“

Konferenzen, jeweils parallel zu den berüchtigten Innenministerkonferenzen (IMK), die über „Ausländer-“ und „Asylfragen“ befinden. Anders als die IMK sind die Flüchtlingskongresse stets spontan und basisnah. Einer der Organisatoren des Münchner Treffens: „Sorry for not being professional. Everything we do, we do it for the first time. But we will learn from it and we will rise up!“ Der „Aktionskreis unabhängig protestierender Flüchtlinge“ hatte das Münchner Ereignis organisiert. Und diese Unabhängigkeit wird überall betont: Die Geflüchteten sollen Widerstandszellen innerhalb der Flüchtlingslager bilden, diese Zellen vernetzen und ausweiten – so steht es in einem Statement zum Kongress.



Volles DGB-Haus
der Flüchtlingskongress war bestens besucht

Der Kongress folgt einem langsamen, einem eigenen Rhythmus. Jeder Wortbeitrag soll für alle verständlich sein, wird mindestens auf Farsi, Arabisch, Englisch und Urdu übersetzt. Die Wände des Konferenzraums sind geschmückt mit den bisherigen Erfolgen: Transparente der großen Demonstration in Berlin und vom Protestmarsch.

Der Kongress ist stark geprägt von Vorträgen und Inputs der Organisatoren und Organisatorinnen. Fragen, die sich im Laufe des Meetings in einen Zettelkasten ansammeln, werden im Fortgang beantwortet: Einzig im Anschluss daran kommt eine Diskussion auf, das Mikrofon ist offen. Doch auch hier haben die Organisatoren und Organisatorinnen das letzte Wort, die Redezeit für die Menschen, die ans Pult kommen, ist begrenzt. Die Organisatoren und Organisatorinnen werden mit harscher Kritik konfrontiert, sie hätten auf eigene Faust die Protestierenden in Berlin im Stich gelassen, seien mit Geld und Kontakten abgehauen. Die Kritisierten antworten, sie hätten verschiedene Entscheidungen in Berlin nicht mehr mittragen können, andere Protestcamps wie Amsterdam und Wien besucht und den Kongress vorbereiten wollen. Zerwürfnisse und Konfrontationen aus einem Jahr Protest werden auch auf dem Kongress sichtbar.

Roter Stern und Theorie

Im Anschluss an die Diskussion geht es weiter mit Input: Arash Dosthossein, Mitglied des Aktionskreises, erklärt das Konzept der „Citizens“ und „Non-Citizens“. Leidenschaftlich und anschaulich spricht er auf Farsi, malt Kreise und Striche auf die Pinnwand: die Herkunftsländer hier, die Zielländer dort, Regierungen, Kapital, globale Warenströme, Krieg und Grenzen. Alles wird übersetzt. Er trägt einen schwarzen Kapuzenpulli mit rotem Stern, darauf steht „AK 47 Düsseldorf“, Merchandising-Produkt eines Punkschuppens. Mit seinen kurzen grauen Haaren, dem Ohrring und der Theorie im Kopf wirkt er kämpferisch, trotz oder gerade wegen seiner

schwierigen Situation. Der Saal hört ihm zu, ihm dem „Non-Citizen“. Dieser Begriff, den der Aktionskreis hier einführt, umschließt die, die nicht arbeiten, nicht studieren, keine Ausbildung machen dürfen, nicht selbst entscheiden, wo sie wohnen wollen, und sich nicht frei bewegen dürfen. Ihr Kampf sei der Kampf darum, „Citizens“ zu werden, sagt er, also sich all die Rechte wieder zu holen, die ihnen als „Non-Citizens“ rechtlich, politisch und sozial vorenthalten werden. Er entwickelt den Begriff der „Non-Citizens“ in Abgrenzung zum Begriff der Flüchtlinge: Diese bitten um Schutz, „Non-Citizens“ fordern ihre Rechte ein, die ihnen genommen wurden. „Non-Citizens“ werden durch Kapitalismus und Kolonialismus, wirtschaftliche Ausbeutung der Herkunftsländer und Exportinteressen der Staaten, in die sie migrieren, ihrer Rechte beraubt. Anhand einer Reihe von Beispielen erläutert er, was er meint: Deutsche Panzer in Afghanistan, Diamantminen in unterschiedlichen Ländern Afrikas, Repression im Iran mit Sicherheitstechnik deutscher Firmen. Aus solchen Gründen müssten sie fliehen, sagt er, Grenzen und andere Abwehrmechanismen überwinden, um schließlich in einem Land anzukommen, zu dessen Gesellschaft sie nicht gehören dürfen.

Nicht diskutiert wurde am Wochenende, inwieweit die „Non-Citizen“-Theorie zu neuen Ausschlüssen führen kann: Wie geht die Theorie mit Menschen um, die im Zielland ein Aufenthaltsrecht oder sogar eine Staatsbürgerschaft erhalten haben, aber auch weiterhin von Rassismus betroffen sind? Sollte sich die Theorie der „Non-Citizens“ durchsetzen, wird dies die Frage aufwerfen, inwieweit „Antirassismus“ noch die politische Klammer der unterschiedlichen Proteste sein kann. Doch die Unterstützer und Unterstützerinnen der neuen Theorie sind überzeugt: „The aim of the new theory is not to split our movement.“ Das Ziel sei es, die Realität in dieser Welt anzuerkennen. Deutlich wurde auch, dass die Theorie der „Non-Citizens“ Einfluss auf die Rolle von weißen Unterstützern und Unterstützerinnen haben wird. Als „Citizens“ und „Non-Citizens“ später das erste Mal entlang dieser neuen Unterteilung diskutieren sollen, ist die Theorie deshalb auch Thema unter ihnen. Einer der „Non-Citizens“ machte jedoch deutlich, dass diese Frage nicht in den Mittelpunkt der Debatte gehört.

Vergesst das Konzept des Mitleids!

Neu ist die Theorie nicht, doch stellt sie den Kampf für die Rechte geflüchteter „Non-Citizens“ auf eine Basis, die dem Appell an die Humanität und Großzügigkeit der Zielländer eine Absage erteilt. Sie

politisiert Flucht, macht systemische Zusammenhänge aus und fundiert damit die Forderung nach gleichen Rechten. Selbstbewusst im Wortsinn klingt das bei Arash Dosthossein so: „Forget the concept of pity, of shelter they give us. We, in fact, are non-citizens without the permission to become a citizen.“ So wie bei Fanon in „Die Verdammten dieser Erde“ durch die koloniale Unterdrückungserfahrung geeint waren, so wie die Befreiung der Arbeiterklasse die Sache nur der Arbeiter und Arbeiterinnen sein konnte, so muss der Kampf gegen den eigenen Ausschluss von „Non-Citizens“ selbst geführt werden.

Die Hoffnung der Organisatoren und Organisatorinnen war es vor allem auch, Geflüchtete anzusprechen, die bisher nicht in den Protesten aktiv waren. Rund um den Kongress fuhren sie durch Flüchtlingslager, um zu mobilisieren. Eine zweite Gruppe vom Berliner Oranienplatz war ebenfalls wieder auf einer Bustour durch deutsche Lager unterwegs. Dort berichteten sie von ihren Protesten und zeigten anderen Geflüchteten, dass Widerstand gegen die deutsche Flüchtlingspolitik möglich ist. Und möglich wird das, wenn sich ein paar Leute zusammentun und nicht mehr allein und isoliert in ihren Lagern sitzen.

Chronik des Protests

Als Reaktion auf eine der vielen Selbsttötungen von Geflüchteten – diesmal war es Mohammad Rahsepar, der sich in einer ehemaligen Kaserne in Würzburg das Leben nahm – begannen die Proteste am 19. März 2012 dort mit einem Protest-Camp. Ab Juli organisierten Geflüchtete Protestzelte auch in Aub, Bamberg, Nürnberg, Düsseldorf, Passau, Regensburg und Berlin. Immer wieder traten Gruppen in Hungerstreik, in Würzburg nähten sich Protestierende gar die Lippen zu. Am 8. September startete der „Refugee Protest March“ von Würzburg nach Berlin, etwa 30 Geflüchtete marschierten in einem Monat 600 Kilometer durch die Republik. Houser Hedayatzadeh war dabei und hat den Münchener Kongress mitorganisiert. Für ihn war damals eine Aktion an der bayerisch-thüringischen Landesgrenze besonders wichtig: „We broke our ID cards. It was like breaking another chain“, sagt er, als er vom Protestmarsch berichtet. Die Überreste der Ausweise schickten sie als Symbole der bekämpften Ausschlüsse an das Bundesamt für Migration und Flüchtlinge.

Gleichzeitig mit der Gruppe, die nach Berlin marschierte, war von Würzburg eine Gruppe mit einem Bus gestartet. Sie besuchte fünf bis sechs

Flüchtlingslager täglich, um Leute für den Protest zu mobilisieren. Diese Gruppe wuchs während der Tour auf etwa 40 Personen an. Am 6. Oktober 2012 kamen beide Gruppen gemeinsam in Berlin an und bezogen das Protestcamp am Oranienplatz in Berlin-Kreuzberg. Von dort startete am 13. Oktober eine der größten Demos der jüngsten Zeit zum Thema Asyl mit über 6.000 Teilnehmenden. Am 24. Oktober traten einige der Protestierenden am Brandenburger Tor in Hungerstreik, den sie nach einem Gespräch mit der Berliner Integrationsssenatorin Dilek Kolat (SPD) und der Flüchtlingsbeauftragten der Bundesregierung Maria Böhmer (CDU) am 1. November aussetzten, um ihn einige Wochen später wieder aufzunehmen, weil sich nichts bewegt hatte. Auch dieser ist mittlerweile beendet.

Live-Schaltung nach Wien

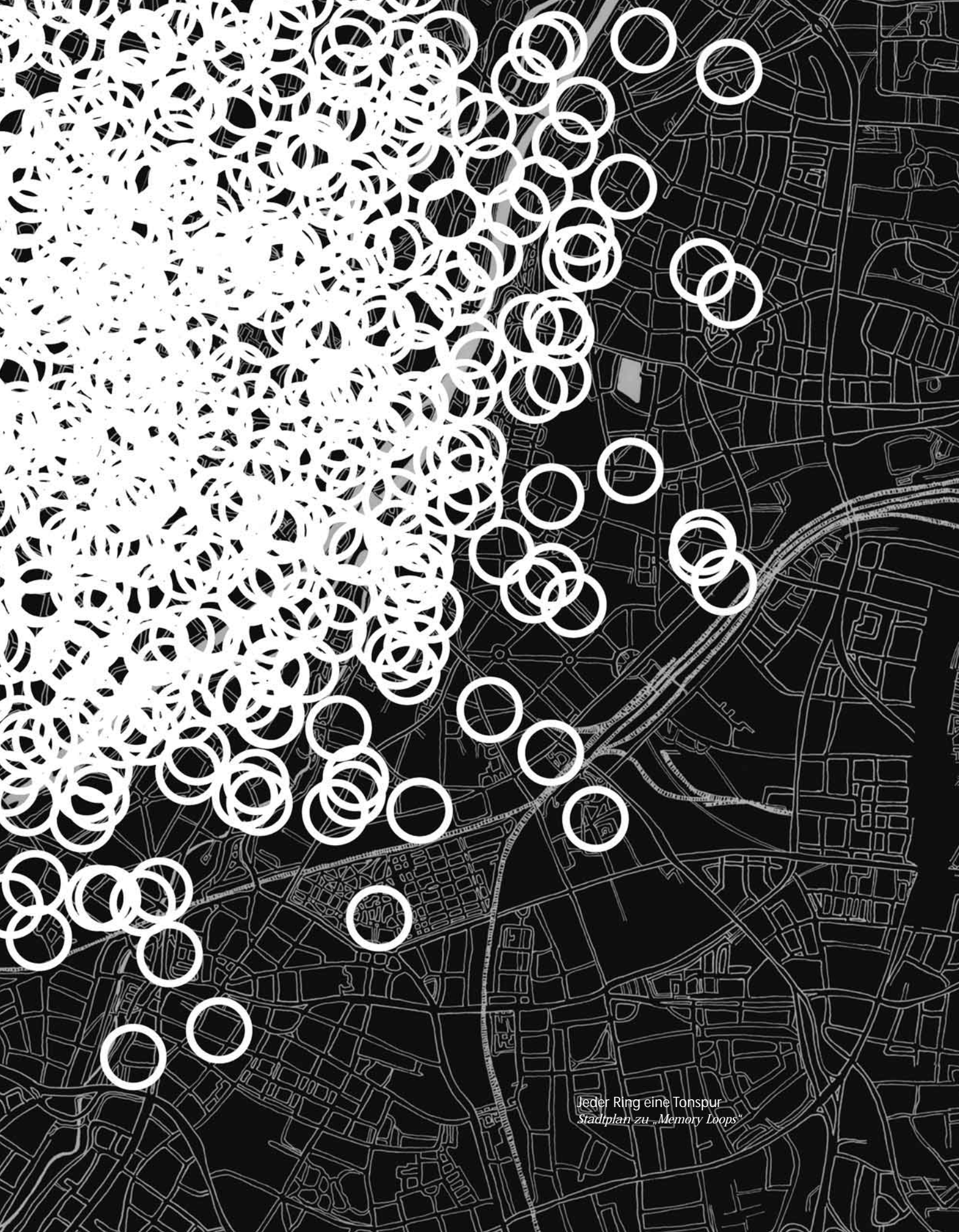
Das Protestcamp am Oranienplatz steht auch nach einem harten Winter noch, von dort aus besetzten die Aktivistinnen und Aktivisten eine benachbarte, leerstehende Schule als Rückzugsraum. Auch in Österreich, Holland und Frankreich wird unterdessen protestiert. Es gab oder gibt auch dort Camps und Verbindungen zwischen den unterschiedlichen Protestgruppen. Eigentlich hatten einige geflüchtete Aktivistinnen und Aktivistinnen aus Wien geplant, zum Kongress zu kommen. Weil aber gerade zu diesem Zeitpunkt österreichische Behörden massive Repression gegen den Protest entfalteten und die Betroffenen nicht kommen konnten, skype man kurzerhand zwischen dem Saal im Münchener Gewerkschaftshaus und der Votivkirche in Wien.

Als am Sonntag der Kongress zu Ende ging, trommelte der schmelzende Schnee auf das Dach des Konferenzsaals. Bei der Zigarettenpause im dünnen Pullover ist man sich noch fröstelnd einig: Die Flüchtlingsproteste haben es über den Winter geschafft! Jetzt werden die Aktionen für das laufende Jahr geplant. Der Münchener Kongress war ein lebendiges Zeichen dafür, dass die Flüchtlingsproteste in Deutschland großes Selbstbewusstsein gewonnen haben. Auch wenn der Kongress in München vor allem der theoretischen Reflexion dienen sollte: Die kämpferische Haltung, die der Kongress nach außen ausstrahlte, macht Mut für den kommenden Sommer.<

Kersten Augustin
ist Journalist an der Deutschen Journalistenschule (DJS) in München.

Nikolai Schreiter
studiert Internationale Entwicklung in Wien und ist freier Journalist.





Jeder Ring eine Tonspur
Stadtplan zu „Memory Loops“

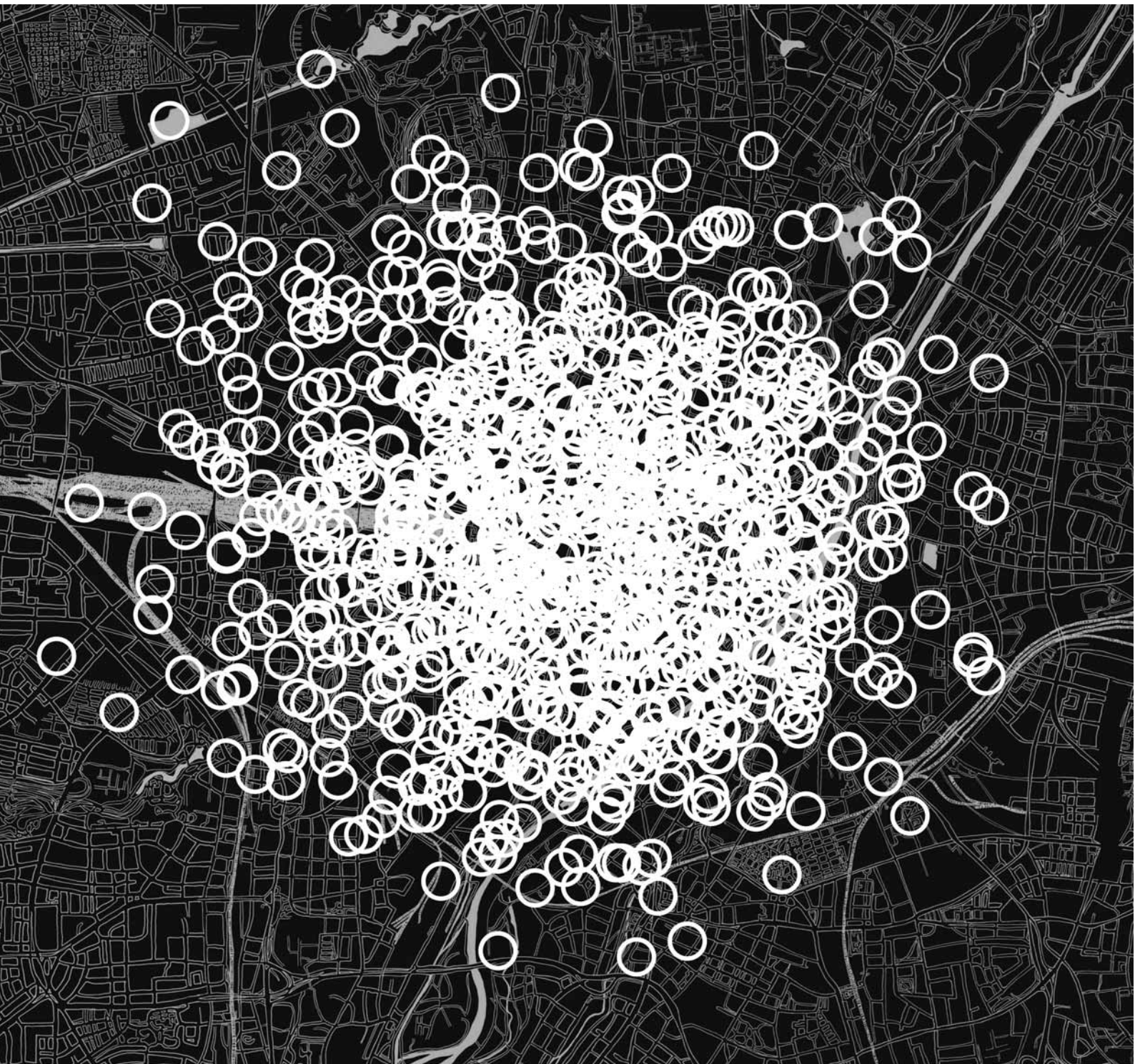


Illustration: Surface.de und Michaela Mellán

Über die Stadt verteilt
*Das Denkmal Memory Loops verortet 300
Geschichten fest im Stadtraum*

„Die ganze Stadt ist Thema“

Mit „Memory Loops“ hat Michaela Melián einen virtuellen Ort des Gedenkens an die Opfer des Nationalsozialismus geschaffen. Das Audiokunstwerk umfasst 300 deutsch- und 175 englischsprachige Tonspuren, die zum Anhören und kostenlosen Download auf einer virtuellen Stadtkarte Münchens hinterlegt sind. Jede Tonspur ist eine Collage aus Stimmen und Musik, die thematisch einem Ort innerhalb der ehemaligen „Hauptstadt der Bewegung“ zugeordnet ist. In München selbst sind 61 ausgewählte Orte durch Schilder mit Telefonnummern gekennzeichnet. Dort können auf den Standort bezogene Tonspuren abgehört werden. Memory Loops basiert auf historischen und aktuellen Originaltönen von NS-Opfern und Zeitzeugen, die für das Projekt von Schauspielerinnen, Schauspielern und Kindern eingesprochen wurden. Mit Michaela Melián sprach Till Schmidt

Frau Melián, welche Idee steckt hinter Memory Loops?

Wichtig war mir, kein Entlastungskunstwerk zu schaffen; kein Denkmal, das diesen Gestus symbolisiert, man könne die NS-Geschichte mehr oder weniger ad acta legen, da man ja nun eine Gedenkstätte im öffentlichen Raum platziert hat, wo man an Gedenktagen Kränze niederlegt und offizielle Erinnerungsrituale vollzogen werden können. Auch ging es mir darum, gängige Erzählungen zu entkräften, die behaupten, von nichts gewusst zu haben; oder dass man am liebsten jemanden im Keller versteckt hätte, wenn man nur die Gelegenheit dazu gehabt hätte – Erzählungen, die in der Regel eigentlich durch die Quellen, auf die ich auch für mein Projekt zurückgriff, widerlegt sind.

Am stärksten interessiert haben mich der tagtägliche Terror und wie aus einem demokratischen System heraus schnell eine andere Stimmung entstehen kann, die auch in Gesetzen wie den „Nürnberger Rassengesetzen“ zum

Ausdruck kommt. Schon 1933 verlieren Menschen ihre Jobs, schon in derselben Nacht, in der die Nazis in das Münchner Rathaus oder das Bayerische Parlament einziehen, kommen Menschen in das Konzentrationslager Dachau. Der tagtägliche Terror setzte ja nicht aus dem Nichts ein, alles bereitet sich vor in bestimmten Diskursen, Meinungen, Zuschreibungen und Strukturen. Deshalb auch die Idee, nicht nur die Zeit von 1933 bis 1945 in den Blick zu nehmen, wie es mein eigentlicher Auftrag war, sondern schon viel früher anzusetzen. Mir geht es darum, möglichst viele Orte innerhalb Münchens abzudecken und dabei Biographien zu verbinden. Man soll zwischen den einzelnen Biographien hin- und herspringen können. So wird der gemeinsame Gewaltzusammenhang erkennbar, der München seinerzeit prägte. Die ganze Stadt ist Thema.

Wessen Geschichten werden dabei repräsentiert?

Der Auftrag der Stadt München war, dass alle Opfergruppen



berücksichtigt werden müssen und keine Nivellierung bei der Gewichtung stattfinden darf. Wichtig war für mich, auch denjenigen Gehör zu verschaffen, die bisher als Opfergruppe kaum bis gar nicht beachtet wurden, wie zum Beispiel die Opfer der „Euthanasie“-Aktionen oder die Zwangssterilisierten. Zudem wollte ich möglichst

Michaela Melián ist Künstlerin und Musikerin. Sie ist Mitgründerin der Band F.S.K. und seit 2010 Professorin für zeitbezogene Medien an der Hochschule für bildende Künste Hamburg.

auch Quellen von Zuschauerinnen und Zuschauern verwenden, was außerordentlich schwer war.

Die verschiedenen Stimmen der Opfer und Zuschauerinnen und Zuschauer sind in Memory Loops als eigene Tracks an einem Ort nebeneinander zu finden. So finden sich am Polizeipräsidium Ettstraße, wo schon viele Jahre vor 1933 Karteien über Sinti und Roma in Bayern angelegt, Kommunisten und Homosexuelle katalogisiert wurden, Stimmen von politischen und jüdischen Häftlingen, von Opfern des Schwulen-

Paragraphen 175 und der „Volksschädlingsverordnung“, aber auch von Denunzianten und Polizisten.

„In der Pogromnacht 1938 müssen eine Menge Leute auf der Straße gewesen sein“

Durch ein Interview, in dem mir jemand erzählt hat, wie er auf dem Heimweg von der Oper in der Pogromnacht die brennende Synagoge sah, wurde mir klar, dass in dieser Nacht eine Menge Leute auf der Straße gewesen sein müssen, denn der 9. November war ein nationaler Feiertag. Ich habe deshalb eine Tonspur produziert, in der eine signifikante Auswahl aus dem Veranstaltungsprogramm der Theater, Kinos und Nachtclubs am 9. November 1938 gelesen wird. Es gab damals etwa 300 Kinos in München.

Warum wurden einige Tracks von Kinder eingeschprochen?

In Memory Loops gibt es viel Material, das auf den politischen Kontext hinweist – Druckerzeugnisse, etwa Schulbücher, Plakate, Gesetze, Verordnungen, Briefe mit Kündigungen oder auch Räumungsbefehle. Diese Dokumente

sind in einer bestimmten Amtssprache, in einem speziellen Ton verfasst. Um diese Sprache abzubilden, ließ ich die Texte von Kindern einsprechen. Ich wollte eine Art Unschuld erzeugen, damit die Texte neu gehört werden. Diese Texte sind auch die einzigen, die nicht mit Musik unterlegt sind.

Wie wird Memory Loops seit der Fertigstellung im Jahr 2010 angenommen?

Am Anfang gab es sehr viele Besucherinnen und Besucher auf der Homepage, die im Durchschnitt etwa zwölf Minuten auf der Seite blieben. Nach der ersten Aufmerksamkeit werden es nun jedoch immer weniger. Es besteht die Gefahr, dass Memory Loops im schwarzen Loch des Internets verschwindet und nicht mehr beachtet wird. Ein Drittel des Projektgeldes habe ich deshalb für Werbung ausgegeben, für Online-Banner, Zeitschriften-Anzeigen oder Plakatwände.

Im Jahr 2012 waren insgesamt etwa 21 300 Besucherinnen und Besucher auf der Website, mit einer durchschnittlichen Verweildauer von sechs Minuten, was immer noch ein gutes Ergebnis ist. Über drei Viertel der Personen kamen aus Deutschland. Im Stadtraum hören sich die Anrufer die Spuren überwiegend in voller Länge an. 2012 waren es insgesamt 1 410 Personen, davon die meisten in der Briener Straße und am Hauptbahnhof. Ich halte das für eine gute Quote, denn im Unterschied zu den „Stolpersteinen“ etwa bleiben die Leute ja auch stehen und hören sich die Audiospuren bewusst an – sie stolpern eben nicht nur kurz darüber.

Als Sie im Jahr 2008 den Wettbewerb „Opfer des Nationalsozialismus – Neue Formen des Erinnerns und Gedenkens“ gewannen, reagierte die Münchener Öffentlichkeit teilweise sehr ablehnend auf Ihren Entwurf...

Ja. Damals setzte eine starke Stimmungsmache in den Münchener Zeitungen ein. Eine Schlagzeile damals lautete „Bei Anruf Gedenken!“ oder „Seltsame Beiträge im städtischen Wettbewerb ... Holocaust-Gedenken per Handy“. Noch im SZ-Jahresrückblick 2008 stand, nachdem sich der Stadtrat mit den Stimmen der regierenden rot-grünen Fraktionen für die Realisierung entschieden hatte (die CSU war geschlossen dagegen), dieser Wettbewerb sei die größte Blamage des Jahres gewesen. Auch Oberbürgermeister Christian Ude sprach sich zunächst öffentlich gegen meinen Entwurf aus. Und als ich im September 2010 das Denkmal im Münchener Rathaus übergab, ließ sich der Oberbürgermeister nicht einmal sehen. Auch von den CSU-Stadträten kam niemand.

Viele Kritikerinnen und Kritiker meines Projektes waren aber auch Personen, die sich schon seit langem um eine nach ihren Maßstäben würdige Gedenkstätte in München bemühen. Denn der sogenannte „Platz der Opfer des Nationalsozialismus“ und seine Gestaltung wird ja von vielen, so auch von mir, als unzureichend empfunden. Es handelt sich hier um eine Grünfläche, eine Verkehrsinsel mit schwarzer Stele, in der eine immer währende Flamme brennt. Dass für den Wettbewerb von der Politik kein bestimmter Ort für das Denkmal ausgewählt worden war, und mein Projekt nun kein deutlich sichtbares Monument in zentraler Lage vorsah, enttäuschte viele dieser

Personen. Ich konnte das auch durchaus nachvollziehen, gerade vor dem Hintergrund, dass es kein sichtbares, zufriedenstellendes Denkmal gibt. Der öffentliche Zorn richtete sich so gegen den ganzen Wettbewerb. Es war schwierig, mit diesem harten Gegenwind loszulegen. Auch einige Wissenschaftler, die ich schon im Vorfeld wegen einer Zusammenarbeit kontaktiert hatte, standen meinem Entwurf nun vorsichtiger gegenüber.

„Es verschwinden immer wieder Schilder mit den Telefonnummern“

Zur Zeit der Ausschreibung hatte noch nicht jede bürgerliche Institution ihren Facebook- oder Twitter-Account, auch scheint mir damals das Internet für Dokumentationszwecke noch nicht so stark genutzt worden zu sein. Zumindest war bei einer gewissen Generation im Jahr 2008 noch nicht angekommen, dass das Internet nicht nur für Werbung und das Buchen von Billigflügen da ist. Als Memory Loops zwei Jahre später der Stadt München übergeben wurde, hatten viele umgedacht und wahrgenommen, dass das Internet ein wichtiges Speichermedium für interessante Dinge ist. Noch bis zum Jahr 2015 läuft Memory Loops. Dann muss die Stadt München entscheiden, wie sie mit Memory Loops weiter verfährt. Es hat ja immer auch einen politischen Gehalt, wie die Stadt oder die Öffentlichkeit mit so einem Projekt umgeht.

Mit welchen weiteren Problemen sehen Sie Ihr Denkmal konfrontiert?

Die Stadt München geht mit Memory Loops wie mit einem normalen Kunstwerk um: es gibt eine Pressemappe und eine Eröffnung mit geladenen Gästen, mehr aber nicht. Mein Projekt funktioniert aber anders. Eine Schwierigkeit mit den an Verkehrszeichen angebrachten Telefonschildern ist ihre Größe. Sie dürfen nur so groß wie Feuerwehrschilder sein und können deshalb leicht übersehen werden. Es sind immer wieder Schilder verschwunden, etwa wenn ein Verkehrsschild von der Stadt entfernt wird, und bis heute nicht ersetzt worden. Ich durfte meine Schilder ja nicht an den Gebäuden anbringen. Kontrolle und Wartung verursachen großen Aufwand. Auf der Website kann man aber eine kleine Karte herunterladen, um mit einem ausgedruckten Stadtplan einen Spaziergang zu machen, und wir haben inzwischen auch eine App für Smartphones programmiert.

Zusätzlich liegen in den städtischen Museen Audiogeräte mit den Hörspielen aus. Das funktioniert unterschiedlich gut. Die städtischen Museen haben mit meinem Projekt ja nichts zu tun und bewerben deshalb lieber ihre eigenen Sachen. Das macht es so wichtig, dass regelmäßig über Memory Loops berichtet wird. Ich sehe mich tatsächlich immer noch als eine Art Botschafterin. Im Jahr 2012 hätte ich jede Woche eine Veranstaltung zum Projekt machen können, es verfolgt mich gewissermaßen. Aber inzwischen arbeite ich jedoch längst an neuen Projekten.

Gab es auf Memory Loops auch

Reaktionen von der Münchener jüdischen Gemeinde oder anderen Organisationen der Opfergruppen?

Einige Einzelpersonen, mit denen ich oft schon im Vorfeld in Kontakt war, haben sich immer wieder geäußert. Außerdem gab es Besprechungen in jüdischen Zeitungen und auch der Zentralverband der deutschen Sinti und Roma hat Memory Loops auf seiner Website verlinkt. Offizielle Reaktionen bekam ich eher weniger. Das kann ich gut verstehen. Einer meiner Interviewpartner, der zur jüdischen Gemeinde München gehört, sagte, dass es gerade nicht die Opfergruppen sind, die von meinem Projekt angesprochen werden müssen, Sie kennen ihre Geschichte ohnehin. <

www.memoryloops.net



Braunschwarzer Block
Naziaufmarsch von etwa 1800 Neonazis in Magdeburgs
anlässlich des Jahrestages der alliierten Bombardierung



Mörder, Nazis und „gemäßigte Radikale“

Die neofaschistische Szene in Deutschland zwischen Modernisierung und Zersplitterung, zwischen Verbot und Bedeutungsverlust. Von Friedrich Burschel

Seit dem 4. November 2011 ist alles anders als es vorher war. Die kaltblütige Ermordung von zehn Menschen aus rassistischen Motiven kam durch den angeblichen Doppelselbstmord zweier der mutmaßlichen Täter nach einem gescheiterten Banküberfall in Eisenach an den Tag. Die beiden toten Männer in einem ausgebrannten Wohnwagen waren Mitglieder einer Mörderbande, die sich selbst „Nationalsozialistischer Untergrund“ (NSU) nannte. In den Jahren 2000 bis 2007 hatten sie sich gezielt Kleinunternehmer mit türkischen, einen auch mit griechischen „Wurzeln“ ausgesucht, ihre Internetshops, Blumenläden, Imbissbuden und Schlüsseldienste ausgespäht und sie dann mit Kopfschüssen umgebracht. 2007 fiel auch eine Polizistin den Mördern zum Opfer. Außerdem werden ihnen zwei Sprengstoffanschläge, einer in der überwiegend von Migrantinnen und Migranten bewohnten Keupstraße in Köln, sowie etwa 15 Banküberfälle zur Last gelegt.

Polizei, Geheimdienste und Kriminalisten gingen wie selbstverständlich davon aus, dass es sich um Morde im „migrantischen Milieu“ gehandelt haben muss: Angehörige der Opfer wurden über Jahre rassistisch unter Verdacht gestellt, ihren toten Vätern, Brüdern, Onkeln Verbindungen ins Drogengeschäft, zur türkischen Mafia oder ins organisierte Verbrechen nachgesagt und einzelnen Hinterbliebenen sogar Eifersuchtsmord vorgeworfen. Niemand, auch eine kritische Öffentlichkeit nicht und auch nicht die linke Szene, kamen den so staatlich diffamierten und gequälten Trauernden zu Hilfe.

Gefährliche Staatsorgane

Mit den NSU-Enthüllungen geht der größte Geheimdienstskandal in der Geschichte der Bundesrepublik einher: Die „Verfassungsschutz“ genannten 17 Inlandsgeheimdienste stehen heute im Verdacht, die tödlichen Machenschaften des NSU mindestens

geduldet, wenn nicht begünstigt zu haben oder gar durch die Mitarbeit und Information von Personen in der Nazi-Szene direkt in das terroristische Geschehen verstrickt zu sein. Vier parlamentarische Untersuchungsausschüsse – im

Bundestag und in den Länderparlamenten von Thüringen, Sachsen und Bayern – versuchen derzeit unter enormem Zeitdruck Licht in die haarsträubenden Machenschaften der Dienste und die Morde des NSU zu bringen. Als freilich die baden-württembergische Integrationsministerin Bilkay Öney den türkischen Begriff des „tiefen Staates“ im Zusammenhang mit dem NSU-Skandal verwendete, war die Empörung groß. Und das, obwohl noch während der laufenden Ermittlungen von den Behörden Akten vernichtet und Beweismittel zurückgehalten werden, offen gelogen wird und immer neue unfassbare Details bekannt werden. Im Moment sieht es eher danach aus, als würde der Inlandsgeheimdienst aus der Affäre noch gestärkt hervorgehen. Obwohl selbst ein bürgerlicher Journalist wie Heribert Prantl von der *Süddeutschen Zeitung* am 7. Januar 2012 feststellte: „Hat der Verfassungsschutz von den Neonazi-Morden wirklich nichts gehört und gesehen? Dann ist er (...) überflüssig. Und wenn er nichts hören und sehen wollte? Dann ist er eine Gefahr für die Verfassung.“ Der Ruf nach Abschaffung dieser gefährlichen Staatsorgane aber ist schon fast wieder verhallt.

***Der Ruf nach Abschaffung des
„Verfassungsschutzes“ ist schon
fast wieder verhallt***

Statt dessen wird einmal mehr die Dauerforderung nach dem Verbot der letzten verbliebenen neofaschistischen Partei in Deutschland erhoben. Es geht um die „Nationaldemokratische Partei Deutschlands“ (NPD), die eine lange Geschichte in Nachkriegsdeutschland hat. In den 1960er Jahren hatte sie als Partei der „alten Nazis“ eine Blütezeit, als sie in sieben Landesparlamenten West-Deutschlands vertreten war. Nach einer langen Durststrecke in der Marginalität gewann sie erst nach der „Wiedervereinigung“, vor allem im ersten Jahrzehnt des neuen Jahrtausends wieder an Bedeutung, auch weil sie die beiden anderen völkisch-nationalistischen Parteien, die „Deutsche Volksunion“ (DVU) und „Die Republikaner“, abhängige und in die Bedeutungslosigkeit verdrängte. Trotzdem kann die Verbotsdebatte als Ablenkungsmanöver betrachtet werden, um mit viel Getöse die himmelschreienden Enthüllungen rund um die NSU-Morde zu übertönen. Denn die NPD ist im Grunde weitgehend marginal geblieben, ihre Wahlergebnisse sind in der Regel desaströs schlecht. Und dass sie in zwei Landesparlamenten sitzt (Sachsen und Mecklenburg-Vorpommern) dürfte sich bald von selbst erledigt haben, ist sie doch, anders als noch vor wenigen Jahren, auch innerlich zerstritten, von existentiellen Finanzskandalen und akutem Mitgliederschwund gebeutelt.

Aktuell ist die NPD wie gelähmt

Weg vom reinen Nazi-Schläger-Image

Dabei hatte für sie alles so schön angefangen: In der ersten Hälfte der 2000er Jahre waren sich die für unvereinbar erklärten Teile einer völkisch-nationalistischen, neonazistischen Bewegung in Deutschland wieder näher gekommen und aus den militanten „Freien Kameradschaften“, informell organisierten Nazi-Gruppen, waren reihenweise Kader in die NPD eingetreten und zu Amt und Würden gekommen. Diese Frischblutzufuhr entfaltete in den folgenden Jahren eine ungeheure Dynamik der Modernisierung und vor allem Professionalisierung der Szene. Immerhin 600 NPD-Leute (und Leute anderer Nazi-Gruppen und NPD-Tarnvereine) sitzen in kommunalen Parlamenten in Deutschland und eben in den beiden Landtagen, deren Fraktionen mit ihren Mitarbeiterstäben als „Thinktanks“ der Modernisierung der Nazi-Szene betrachtet werden konnten. Hier lernten die aktivsten Köpfe der Partei ihr Handwerk: Öffentlichkeitsarbeit und Publizistik, parlamentarische Arbeit, rechtliche Fragen, strategische Handlungsoptionen und so weiter. Der NPD-Mann Jürgen Gansel sprach in bezeichnender Hybris von seiner Fraktion

als der „Dresdener Schule“ – als Gegenstück zur „Frankfurter Schule“ von Theodor Adorno und Max Horkheimer.

Die rasante Entwicklung weg vom reinen Nazi-Schläger-Image (das auch mit rund 150 weiteren rassistischen Morden verknüpft ist) zu einer

selbstbewussten und handlungsfähigen Kaderorganisation ist messbar: etwa 1750 deutschsprachige Nazi-Websites erscheinen in modernem Design; Demonstrationsanmeldungen und andere rechtliche Streitfälle werden mit professioneller Hilfe bis zum höchsten Gericht durchgeklagt – und gewonnen (gegen ein Demo-Verbot in Bochum 2005); die Kommunalpolitische Vereinigung (KPV) der NPD schult die eigenen Mandatsträger und versorgt sie mit einschlägigem Material; strategische Vorgaben nach dem „Vier-Säulen-Modell“ („Kampf um die Köpfe“, „Kampf um die Parlamente“, „Kampf um die Straße“ und „Kampf um den organisierten Willen“) schlagen bis in die Provinz durch (es wird versucht, Sportvereine, Kindergärten, Feste, Elternbeiräte an Schulen oder Traditionsvereine zu unterwandern und mittels der „Wortergreifungsstrategie“ Veranstaltungen zu vereinnahmen oder zu stören).

Vor allem in strukturschwachen Gebieten und sogenannten Entleerungsräumen mit massiver Abwanderung gelingt es der NPD als „Kümmerer“-Partei Präsenz zu zeigen, wo andere Parteien sich schon zurückgezogen haben. Es gibt ökonomische Aktivitäten von Parteileuten, etwa Internet-Versandhandel, Musikverlage, Konzertagenturen und einschlägige Klamottenlabel, die guten Umsatz machen und teilweise unabhängige wirtschaftliche Strukturen für die Szene schaffen. Auch Immobilien spielen bei dieser Entwicklung eine besondere Rolle.

Nicht einmal ein Prozent der Stimmen

Aktuell jedoch ist die Partei wie gelähmt von einem Führungsstreit, der an der Frage nach der künftigen Stoßrichtung der Partei eskaliert: Der abgewählte Ex-Parteichef Udo Voigt steht für ein Zusammenhalten mit den jungen und militanten Kadern und eine Radikalisierung des öffentlichen Auftretens. Der andere Flügel um den jetzigen Vorsitzenden und Chef der Dresdener Landtagsfraktion, Holger Apfel, will eine weitere Mäßigung hin zu einer „seriösen Radikalität“.

Das Fußvolk der Partei, das in den 2000er Jahren noch geduldig zu den zahllosen Aufmärschen der

Partei und ihrer Jugendorganisation „Junge Nationaldemokraten“ (JN) pilgerte, geht heute vielfach eigene und militantere Wege. Da ist die Erscheinung der „Autonomen Nationalisten“, die wie die linken Autonomen der 1980er Jahre komplett in schwarz und sportlicher Streetwear gekleidet sind und linke Attitüden wie „Straight Edge“, vegane Lebensweise und den „Schwarzen Block“ bei Demos an den Tag legen. Andere „Old School Racists“ versammeln sich in der vom Hamburger Alt-Aktivist Christian Worch als NPD-Alternative aufgezogenen Partei „Die Rechte“, deren Symbole auffällig denen der Partei „Die Linke“ ähneln. Einige glauben, diese neue Nazi-Partei könnte das Auffangbecken für die Mitglieder der von einem möglichen Verbot betroffenen NPD werden.

Derzeit wird zwar das NPD-Verbot diskutiert, aber die zu einem Antrag beim Bundesverfassungsgericht berechtigten Staatsorgane stellen sich beim Versuch, belastendes Material zusammenzustellen, das die Verfassungsfeindlichkeit der NPD beweisen soll, nicht allzu geschickt an. Erst kürzlich hat die NPD das als vertraulich klassifizierte Material zum Download ins Internet gestellt: ein solches Vorgehen ist ebenfalls Ergebnis des Modernisierungsprozesses. Die NPD weiß genau, dass „even bad news good news“ sind und hat mehr als einmal Geschick bewiesen, mit einem gut platzierten Tabubruch alle Augen auf sich zu ziehen. Trotzdem sprechen viele von einer siechen oder sterbenden Partei, deren Verbot schon gar nicht mehr lohnt: bei der letzten Bundestagswahl errang sie nicht einmal ein Prozent der Stimmen, das Minimum, um an die Wahlkampfkosten-Erstattung des Bundes heranzukommen. Was der NPD jedoch schwerlich nachzuweisen sein wird, ist eine Verstrickung in die Morde des NSU, auch wenn mindestens einer der inhaftierten Mittäter, Ralf Wohlleben, einst NPD-Mann war. Am 17. April beginnt in München der Prozess gegen Beate Zschäpe (38), die mutmaßlich letzte aus dem Kern der NSU, und weitere vier Beschuldigte.<

Friedrich Burschel
*ist Referent zum
Schwerpunkt
Neonazismus und
Strukturen/Ideolo-
gien der Ungleich-
wertigkeit bei der
Rosa Luxemburg
Stiftung in Berlin.*





A country for old men

Studentenverbindungen und Burschenschaften als Netzwerke „Alter Herren“

Bis heute rekrutiert sich ein beträchtlicher Teil der traditionellen Männereliten in der Bundesrepublik aus Studentenverbindungen. Was aber zeichnet diese Netzwerke konservativer Männer oder „old boy networks“ aus und weshalb verlieren sie gegenwärtig an Einfluss? Von Lucius Teidelbaum

Neben ihrer stark konservativen und bis ins extrem rechte Spektrum reichenden politischen Ausrichtung wird an Studentenverbindungen auch der elitäre Anspruch und das stark männerbündische Element kritisiert. 95 Prozent der Verbindungen verwehren Frauen den Zutritt und sind somit männliche Solidargemeinschaften und Seilschaften. Die wenigen gemischt-geschlechtlichen Verbindungen und die noch geringere Anzahl an reinen Frauenverbindungen („Damenverbindungen“) sind eher zu vernachlässigen, werden aber von den reinen Männerbünden gerne als Entlastungszeuginnen ins Feld geführt.

Zutritt nur für männliche Akademiker

Die Mitgliedschaft in einer Studentenverbindung gilt ein Leben lang. Dieser Lebensbund besteht aus standardisierten Freundschafts-Beziehungen. Ein Student, der sich zu Beginn des Studiums zum Eintritt entschließt, hat gleich eine ganze Gruppe neuer Freunde, die ihm hilft, ihn schützt und protegiert. Dass im heute vorherrschenden Massenbetrieb an den Unis viele Dozentinnen und Dozenten nicht einmal den Namen ihrer Studierenden kennen, dürfte zusätzlich zur Attraktivität von Verbindungen beitragen. Doch das hat seinen Preis: Studentenverbindungen weisen stark anti-individualistische Elemente auf, die eine freie Persönlichkeitsentfaltung behindern. Die „Deutsche Sängerschaft“, ein musikalisch orien-



Foto: Lucius Teidelbaum

tierter Verbindungsdachverband, etwa formuliert es so: „Wir setzen Gemeinschaftsgeist gegen überzogenen Individualismus. Unser spezielles Markenzeichen ist dabei das gemeinsame Singen.“

Der größte Teil der Verbindungen trägt Uniformen („Wichs“) oder Uniformbestandteile wie etwa ein farbiges Band. Das Tragen der Uniform dient grundsätzlich der Abgrenzung nach Außen und der Homogenisierung nach Innen. So heißt es etwa in den Semesterbeschlüssen einer Freiburger Verbindung für das Wintersemester 2009/2010: „Auf dem Corpshaus ist grundsätzlich ein Hemd mit Kragen und dazu Band zu tragen.“

Agenturen sekundärer Sozialisation

Im deutschsprachigen Raum ersetzen Studentenverbindungen des traditionellen Typs als „Agenturen sekundärer Sozialisation“, d.h. als Erziehungsanstalten im Erwachsenenalter, was anderswo Elite-Universitäten leisten sollen: Sie erschaffen, formen und bereiten vornehmlich männliche Akademiker mit Schwerpunkten in bestimmten Fächern wie Jura, Medizin oder BWL darauf vor, Mitglieder gesellschaftlicher Eliten zu werden. Korporierte, also Verbindungsstudenten, machen heute nur etwa zwei Prozent aller männlichen Studenten an den deutschen Universitäten aus.

„Ab 11.00 Uhr hat jeder Aktive geduscht und angezogen zu sein. Ebenfalls sind die Zimmer bis zu diesem Zeitpunkt aufzuräumen.“

Semesterbeschlüsse einer Freiburger Verbindung für das Wintersemester 2009/2010

In den kleinen, westdeutschen Städten mit traditionsreichen Universitäten sind es aber traditionell mehr als in den Großstadt-Universitäten und den Hochschulen jüngerer Gründungsdatums.

„Elite sein“ ist fester Bestandteil des korporierten Selbstbildes. Teilweise werben Verbindungen auch offensiv mit dem Erwerb von gesellschaftlichen und beruflichen Beziehungen. Man knüpft an einen gesellschaftlichen Diskurs an, in dem Vokabeln wie „Elite“, „Networking“ oder „Vitamin B“ zunehmend positiv besetzt sind. Eliten und Hierarchien werden nicht mehr hinterfragt, sondern gelten als „naturegeben“ und nützlich.

Saufen auf Befehl

Besonders in den kleineren Uni-Städten Westdeutschlands herrscht häufig ein Mangel an erschwinglichem Wohnraum, was schon so manchen, zum Teil ahnungslosen jungen Mann an die Tür von Verbindungshäusern geführt hat. Dabei verraten sich die Wohnungsanzeigen von Studentenverbindungen selbst: „Wir vermieten Zimmer an männliche Studenten“.

Selbst wenn zunächst Unwissenheit oder Naivität den Jungakademiker zur Korporation führt: Der Beitritt ist dann doch ein sehr bewusster Akt. Denn Studentenverbindungen sind keine auf Freiwilligkeit



Sie reifen nicht, sie hängen ab.



The boys are back in town
Zwei „alte Herren“ in der Tübinger
Altstadt

basierenden Clubs oder Lesezirkel. Der Eintritt ist streng geregelt und die Mitgliedschaft zudem hierarchisch abgestuft. Dem Probe-Wohnen auf dem Haus folgt der feierliche Eintritt. Man

„ergreift das Band“, wie es im Verbindungs-Jargon heißt. Das Neumitglied ist dann ein oder zwei Semester ein so genannter „Fux“.

Als solcher hat er einen unmittelbaren Vorgesetzten, einen „Fuxmajor“. Dieser hat zumeist die absoluten Befehlsgewalt über den Neuling: „Ältere Burschen haben

Strafbefugnis über jüngere, die sogenannten Füxe, die sich mit einem zweifarbigen Band zu schmücken haben. Die Älteren dürfen den Füxen befehlen, den Rest ihres Bieres auszutrinken. Schließlich will der ältere Bursch verhindern, daß er von seinem Fux unter den Tisch gesoffen wird. Die Toilette darf der Fux während eines rituellen Besäufnisses, des Kommerses, nicht aufsuchen. Alles im Dienste der Festigung der Rangordnung. Der Fux muß Disziplin lernen. Uniform und Disziplin gehören halt zusammen. Erst danach gilt der Fux als befähigt, selbst andere zu führen“ (Jürgen Meier in: Das Blättchen, 29. Mai 2006, Heft 11).

Der „Fux“ muss neben dem allgemeinen Gehorsam in speziellen Unterwürfigkeits-Ritualen zeigen, dass er gewillt ist, sich dem Männerbund und seinen Regeln zu unterwerfen. Diese Regeln sind teilweise lebensbestimmend und es herrscht dabei mitunter eine Art Kasernenton. „Befehl und Gehorsam, dafür Anerkennung durch die Gemeinschaft, ist der Grundgedanke des korporierten Zwangssystems, dem sich der Korporierte zu fügen hat, und das er ohne Hinterfragen verinnerlichen muss“, so beschreibt es Stephan Peters, ein ehemaliger Angehöriger und Fuxmajor einer CV-Verbindung.

Kollektiv schlägt Individuum

Es gilt das Prinzip: Das Kollektiv steht über dem Individuum. Das gilt in der Verbindung generell im Kleinen und in den deutschnationalen, das heißt besonders rechtslastigen Verbindungen auch im Großen, wo das Individuum dem „Volk“, der „Nation“ oder dem Staat untergeordnet ist. Etwa 40 bis 50 Prozent aller Studentenverbindungen sind „schlagend“ oder „pflichtschlagend“, d.h. fechtend. In diesen Verbindungen sind die Mitglieder dazu angehalten oder gar dazu verpflichtet, eine „Mensur“, d.h. eine Art des Duells, zu fechten bzw. zu „pauken“. Die „Mensur“ darf aber keinesfalls mit dem Sportfechten

verwechselt werden, wo es Ziel ist, durch geschicktes Ausweichen und Parieren einen Treffer beim Gegner oder der Gegnerin zu landen. Beim Mensurfechten

dagegen geht es gerade darum, die von oben fallenden Hiebe ohne Zurückweichen zu empfangen. Ein korporiertes Werk über „Mensur und Strafrecht“ trägt den bezeichnenden Titel „Student sein, wenn die Hiebe fallen ...“. Verletzungen sind da fest eingeplant.

Eine Schutzausrüstung sorgt dafür, dass keine wichtigen Teile von Kopf und Körper getroffen werden. Auch ein Arzt („Paukarzt“) ist immer anwesend.

Die „Mensur“ ist ein Initiationsritus, ein extremes Aufnahme ritual, bei dem es erkennbar darum geht, die Persönlichkeit zu brechen und den Gruppenregeln zu unterwerfen. Was hier stattfindet ist die Erziehung zum „autoritären Charakter“, wie ihn Theodor W. Adorno beschrieb. Die Theorie der autoritären Persönlichkeit bezeichnet ein Bündel von Eigenschaften, die ein Potential für antidemokratische und faschistische Einstellungen und Verhaltensweisen darstellen. Diese Merkmale bilden ein zusammenhängendes System und werden durch Erziehung und Umwelt vermittelt. Adorno beschrieb die dazu gehörenden Initiationsriten und ihren Erziehungscharakter sehr passend: „Wer hart ist gegen sich, der erkaufte sich das Recht hart auch gegen andere zu sein, und rächt sich für den Schmerz, dessen Regungen er nicht zeigen durfte, die er verdrängen mußte.“

Bis zum Erbrechen

Bei den „nichtsschlagenden“ Verbindungen wird die „Mensur“ mit der Klinge durch das „Duell mit dem Bierglas“ ersetzt. Dieses organisierte Besäufnis darf jedoch nicht mit Trinkgenuss verwechselt werden. Die abendlichen Zusammenkünfte zum Trinken heißen im Verbindungsjargon „Kneipen“. Sie sind durch ein „Kneipcomment“, eine Art Trinkordnung, streng reglementiert. Getrunken wird auf Kommando, das die Ranghöchsten in der internen Hierarchie geben. So werden regelmäßig vier bis fünf Liter Bier an einem Abend vertrunken. Bei diesem ritualisierten Trinken ist das Erbrechen einkalkuliert, wovon spezielle Kotzbecken auf den Verbindungshäusern („Papst“) zeugen. Im Regelwerk einer Tübinger Landsmannschaft heißt es denn auch lakonisch: „Erst saufen, dann reden!“

„Auf dem Corpshaus ist grundsätzlich ein Hemd mit Kragen und dazu Band zu tragen.“

Semesterbeschlüsse einer Freiburger Verbindung für das Wintersemester 2009/2010



„Östrogenfreier“
Urlaubsspaß
Wenn das mal nicht
in die Badehose
geht:

CV
Cartellverband der
katholischen
deutschen Studentenverbindungen

Landsmannschaft
Als Studentenverbindungen entstanden die heutigen Landsmannschaften im 19. Jahrhundert. Die meisten sind Mitglied des Coburger Conventes (CC)



Der Stallgeruch des Erfolges

Ist der Eintritt in eine Studentenverbindung tatsächlich ein Garant für eine rasche Karriere und den Aufstieg in die Elite? So einfach ist es nicht (mehr) ganz, auch wenn die Kritik an Korporationen manchmal noch solch ein Bild zeichnet.

Natürlich helfen Altmitglieder („Alte Herren“) in wichtigen Positionen der Gesellschaft Mitgliedern aus ihrem Bund, zum Beispiel durch die Vermittlung von Praktika oder Arbeitsstellen. Manchmal sind es aber auch gar nicht die direkten Seilschaften, sondern der gemeinsame Habitus, der in der Karriere weiterhilft. Eine habituelle Ähnlichkeit („gleicher Stallgeruch“) verschafft Korporierten Vorteile in den Hierarchien des Berufslebens, weil sie den Höhergestellten in Verhalten, Kleidungsstil und teilweise sogar im Aussehen („Mensurnarben“) ähneln. Ohne offen anzusprechen, dass man eine korporationsstudentische Biografie teilt, erkennt „Mann“ sich und weiß, dass man durch denselben konservative Werte- und Tugendkanon verbunden ist.

„Die Masse links liegen lassen“

Dresdner Burschenschaft Cheruscia-Aachen

In der Politik haben Korporierte aufgrund dieser Entwicklungen stark an Einfluss verloren, auch wenn nach wie vor einige hochrangige Politiker wie Verkehrsministerminister Peter Ramsauer, EU-Kommissar Günther Oettinger oder der Europaparlamentarier Rainer Wieland dem verbindungsstudentischen Milieu entstammen.

Diejenigen Eliten jedoch, die sich einer solchen Öffnung am hartnäckigsten verweigerten, weisen auch heute den geringsten Frauen-Anteil und den höchsten

Anteil korporierter Männer auf: Die Wirtschaft und Teile des höheren Universitäts-Betriebes. Da die deutsche Wirtschaft selbst im Vergleich mit anderen westlichen Staaten extrem männerlastig ist, stellt sich die Frage, ob Verbindungen als konservative Männerbünde nicht ihren Teil zu dieser Abschottung beitragen.

Nicht mehr zwangsläufig karrierefördernd

Aufklärungsarbeit und Skandale haben Studentenverbindungen in großen Teilen der Bevölkerung einen schlechten Ruf eingebracht. Besonders die Mitgliedschaft in einer der ultrarechten Verbindungen im Dachverband „Deutsche Burschenschaft“ (DB) ist heutzutage für eine Karriere, beispielsweise in den bürgerlichen Parteien, eher hinderlich als günstig. Einem Staatssekretär in der Berliner Senatsverwaltung für Gesundheit und Soziales, Michael Büge, wurde es beispielsweise zum Verhängnis, dass er sich zu offen zur Mitgliedschaft in der Rechtsaußen-Burschenschaft Gothia Berlin bekannte. Seine Verbeamtung wurde 2013 von Oberbürgermeister Wowereit persönlich gestoppt.

Aktuelle Zahlen zum Anteil von Korporierten an den bundesdeutschen Eliten gibt es leider nicht. Im Oktober 1988 trafen sich auf einem „Interkorporationsworkshop von Waffenstudenten aus der Industrie“ in Frankfurt am Main Führungs- und Nachwuchskräfte aus der Wirtschaft mit Politikern. Dort wurde geschätzt, dass sich von insgesamt 160.000 Korporierten 40.000 in Führungspositionen befinden. Die Corps, eine Form des Verbindungsstudententums, gingen noch im Jahr 2000 davon aus, dass von ihren 20.000 „Alten Herren“ rund 600 als Hochschulprofessoren tätig waren. Fast 18 Prozent seien Ärzte, 14 Prozent als Geschäftsführer oder in Vorständen tätig, knapp zehn Prozent Rechtsanwälte oder Notare. Das durchschnittliche Einkommen soll damals bei



Hip cool sexy:
Auf die Attitude
kommt's an



Studentenverbindungen sind bis heute die Nachwuchsschmieden der traditionellen Eliten. In bestimmten Bereichen haben sie jedoch erkennbar an Einfluss verloren. Ihr eingebauter Strukturkonservatismus war offenbar nicht flexibel und anpassungsfähig genug, um den Erfordernissen der Moderne zu genügen: So ziehen beispielsweise in vielen Verbindungen die Mitglieder traditionell ein Jahr vor ihrem Abschluss aus dem Verbindungshaus aus, weil die rituellen Saufrituale sie zu sehr am Lernen hindern. In Zeiten von Bolognaprozess, Bachelor und Creditpoints funktioniert dieses System jedoch nicht mehr, weil die Prüfungsleistungen stärker in den Studienverlauf eingegliedert sind.

So kam es, dass die Korporierten in einigen Bereichen durch neue Teil-Eliten ersetzt wurden, beispielsweise durch die so genannten „Achtundsechziger“, also links sozialisierte, nichtkorporierte Akademikerinnen und Akademiker. Als Resultat von sozialen Emanzipationskämpfen und der kapitalistischen Modernisierung sind in den letzten Jahrzehnten auch Frauen in bestimmte Männerdomänen eingedrungen und besetzen Posten, die Studentenverbindungen aufgrund ihres strukturellen Sexismus nun vorenthalten bleiben.

Das „akademische
Pfeifenkollegium“
braucht gar keine
witzige Bildunter-
schrift



annähernd 10.000 D-Mark im Monat gelegen haben.

Studentenverbindungen verhindern letztlich Chancengleichheit, auch wenn das Ausmaß ungeklärt ist. Allerdings haben Studentenverbindungen Hierarchien und Patriarchat nicht erfunden, sondern sie auf ihre Art und Weise verinnerlicht. Sie vermitteln ein konservatives und autoritäres Weltbild. Dieses kann mit der Besetzung wichtiger Posten in der Gesellschaft natürlich wieder in die Gesellschaft zurückgetragen werden. Der korporierte Dachverband „Deutsche Burschenschaft“ schreibt in einem Konferenzbericht vom 6. Februar 2010 offen, es gehe Burschenschaftlern darum, zu versuchen, „Parteien, Staat und Gesellschaft nach burschenschaftlichen Idealen zu formen“.<



Lucius Teidelbaum ist Historiker und freier Publizist. Er lebt und arbeitet in Tübingen. Er schreibt u.a. regelmäßig für das Magazin „Der Rechte Rand“ und ist Autor des Buches „Braunzone Bundeswehr. Rechtstun in der Männertruppe“ (Unrast Verlag, 2012).



Blau, blau, blau
Lustig ist das
Verbindungsleben

Wie reifer Wein
Generationenkuschel
verbindet



Gebunden fürs Leben – na und?

Die Entscheidung für uns gilt ein Leben lang. Man profitiert davon: Als Student, Berufseinsteiger, im Arbeitsleben und danach. Mehr erfahren

Pitz Potz Hotzenplotz!
der eine hat eine verdammt große Nase
die anderen eine verdammt braune Geschichte



Hotzenplotz' Erben

Von der fünften Kolonne Hitlers zum vierten Stamm Bayerns

Bis heute haben die sogenannten „Vertriebenen“ aus der ehemaligen Tschechoslowakei – sie selbst nennen sich „Sudetendeutsche“ – großen Einfluss auf die Politik in Bayern. Die Legenden und die dauerhafte Wirkmacht der „Heimatvertriebenen“ funktionieren nur unter Ausblendung ihrer zum Teil mörderischen Verstrickungen in die nationalsozialistische Vernichtungspolitik. Ein Plädoyer für die Abschaffung der diversen kulturellen Kampf Begriffe dieser NS-Erben. Von Caspar Schmidt

Als 1954 in München der „Sudetendeutsche Tag“ stattfand, verkündete der damalige bayerische Ministerpräsident Hans Ehard dort feierlich seine persönliche Schirmherrschaft über die auch als „vierter Stamm Bayerns“ bezeichnete Gruppe. Seitdem wird diese Schirmherrschaft von Ministerpräsident zu Ministerpräsident weitervererbt. Die CSU nimmt ihre Aufgabe ernst, sie boxte im Bundesrat vor wenigen Jahren etwa durch, dass der 5. August zum nationalen Gedenktag der deutschen „Heimatvertriebenen“ werden soll. Der Bundestag versprach daraufhin, dieses Anliegen zu prüfen.

Der Begriff „sudetendeutsch“

Als Ehard 1954 seine Schirmherrschaft über die „Sudetendeutschen“ verkündet, ist der Begriff noch nicht alt. Vor dem ersten Weltkrieg bezeichnen sich die Deutschen in der 1918 ausgerufenen Tschechoslowakei (ČSR) noch als „Deutschböhmen“ oder „Deutschmährer“. Der Begriff „sudetendeutsch“ verbreitet sich erst mit dem Aufstieg der „Sudetendeutschen Partei“ (1935) von Konrad Henlein. Die Vorläufer der anti-tschechischen Partei waren unter anderem die „Sudetendeutsche Turnerschaft“, die „Sudetendeutsche Heimatfront“ und die „Deutsche Nationalsozialistische Arbeiterpartei“. Henlein gelingt es mit der Gründung der „Sudetendeutschen Partei“, wesentliche profaschistische deutsche Bewegungen unter einem Dach zusammenzufassen.

Die „Sudetendeutsche Partei“ arbeitet auf eigene Initiative hin eng mit der NSDAP zusammen. Sie erhält ab ihrem Gründungsjahr 1935 monatlich Zahlungen aus Deutschland und übernimmt immer mehr die Strukturen der in Deutschland herrschenden NSDAP. Sie gilt bald als deren „fünfte Kolonne“. Bei den Wahlen 1935 wird sie aus dem Stand stärkste

Partei im tschechoslowakischen Parlament. Während die tschechische Bevölkerung sehr unterschiedliche Parteien wählt, geben 1938 über 90 Prozent der „sudetendeutschen“ Wahlberechtigten der „Sudetendeutschen Partei“ ihre Stimme. Sie zählt bald 1,35 Millionen Parteimitglieder – bei circa drei Millionen Deutschen. Die „Sudetendeutschen“ stellen eine anti-tschechische Minderheit dar, die den jungen Vielvölkerstaat entschlossen ablehnt. „Als Nicht-Nazi in den Sudetengebieten zu leben, ist reines Heldentum“, hält die britische Journalistin Sheila Grant Duff 1938 fest.

Destabilisierung der Tschechoslowakei

Die „Sudetendeutsche Partei“ gründet mit dem „Freiwilligen Selbstschutz“ eine Kampfgruppe nach dem Vorbild der SS. Sie organisiert immer wieder Pogrome in Gebieten, in denen sich tschechische Minderheiten aufhalten. Auch lässt sie Personen des Widerstands töten, die nach 1933 aus Deutschland in die noch unbesetzte Tschechoslowakei fliehen. Die Situation eskaliert vollends, als Hitler in seiner bekannten Parteitagsrede in Nürnberg am 12. September 1938 herauschreit, er sei „keineswegs gewillt hier mitten im Herzen Deutschlands“ ein „zweites Palästina“ entstehen zu lassen. „Die armen Araber sind wehrlos und vielleicht sind sie verlassen. Die Deutschen in der Tschechoslowakei sind weder wehrlos noch sind sie verlassen.“ Zwei Tage zuvor hatte Göring in Nürnberg schon betont, dass in der Tschechoslowakei ein „Kulturvolk dauernd unterdrückt und belästigt“ werde, womit jetzt Schluss sei.

Auf die Rückendeckung Hitlers zählend, kommt es in den folgenden Tagen zu massiven Übergriffen der sogenannten „Sudetendeutschen“ mit dem Ziel, die ohnehin fragile Lage der noch jungen Tschecho-

slowakei weiter zu destabilisieren. Parteiführer Henlein und sein Stellvertreter Karl Hermann Frank mobilisieren ab dem 17. September 1938 ein 40.000 Mann starkes „Sudetendeutsches Freikorps“. Es greift tschechoslowakische Ordnungskräfte an und verschleppt 2.000 Geiseln nach Deutschland. Henlein meldet Hitler: „Seit dem 19. September ist das Freikorps in mehr als 300 Unternehmungen mit bewundernswertem Angriffsgeist und mit einer bis zur Selbstaufopferung gesteigerten Einsatzbereitschaft seiner Aufgabe nachgekommen.“ Der September 1938 mit dem „Münchener Abkommen“, das die Abtretung der „sudetendeutschen Gebiete“ der ČSR an das Deutsche Reich international regelte (Stichwort: Appeasement-Politik), markiert den Beginn der sieben Jahre währenden Barbarei der „Sudetendeutschen“ im späteren „Reichsgau Sudetenland“ und dem „Protektorat Böhmen und Mähren“.

Der „sudetendeutsche“ Kulturkampf

Der Konstruktion einer „sudetendeutschen“ Manövriermasse ging eine kulturelle Identitätsstiftung voraus. Das heute gemeinhin als „sudetendeutsch“ bekannte „Kulturvolk“ musste nämlich erst erfunden werden. Henlein erläuterte die Strategie bei einer Rede in Prag 1936. Der Parteichef beklagte im Festsaal des „Deutschen Hauses“, dass in der Tschechoslowakei eine „Überhöhung zivilisatorischer Werte“ an die Stelle deutscher Kultur getreten sei. Das deutsche Volk sei „verwirrenden volks- und gemeinschaftsfremden Kunstmoden“ ausgesetzt. „Städtischer Kitsch“ habe „Bauwerk, Hausrat, Tracht, Tanz und

Lied“ selbst der deutschen Bauernschaft mittlerweile verdrängt.

„Weil aber Kultur der sichtbare und geformte Ausdruck der schöpferischen Kräfte eines

Volkes ist, wird die Sammlung und die Ausrichtung aller aus dem neuen Gemeinschaftsgefühl und -bewusstsein aufbrechenden Kräfte und die Durchdringung aller Schaffensgebiete mit seinem Geiste zur vornehmsten Aufgabe unserer nun im Sudetendeutschtum führenden politischen Bewegung.“

Aus Sirowatka wird Preußler

Zwischen 1925 und 1945 wird aus vermeintlich Althergebrachtem eine „Sudetendeutsche Kultur“ zusammengeschustert. Ein Dankeschön in dieser Rede Henleins dürfte auch den Lehrer Josef Sirowatka gefreut haben: „Ein Volk, das nicht mehr singt, hat

seine Seele verloren. Deshalb müssen wir allen jenen zu Dank verpflichtet sein, die uns wieder die Quelle unserer Volkslieder erschlossen haben.“ Josef Sirowatka, der Vater des berühmten Kinderbuchautors Otfried Preußler, widmete sich dem Kulturkampf in Liberec hauptamtlich. Er gab die angeblich „sudetendeutschen“ Volkslieder im Gesangsbuch „Der Jugend Liederborn“ für die allgemeine Volksschule heraus. Mit diesen und ähnlichen Liedern auf den Lippen wird die deutsche Jugend nur wenige Jahre später in den Vernichtungskrieg ziehen. Seine Zeitschrift mit dem Titel „Deutsche Jugend“ ist heute als Band „Deutsche Jugend. Geleitet von Josef Syrowatka“ in Antiquariaten erhältlich. Der Stadtarchivar und Museumsleiter der Stadt Liberec legte vor dem Hintergrund des Vormarsches der Deutschen 1941 seinen tschechisch anmutenden Namen ab und ließ sich in Josef Preußler umbenennen.

Der Terror nach 1939

Nach dem etappenweisen Einmarsch der Wehrmacht in die Tschechoslowakei ab Oktober 1938 sind die „Sudetendeutschen“ am Ruder. Die „Sudetendeutsche Partei“ wird in einer feierlichen Zeremonie in die NSDAP überführt. Ihre Mitglieder treten mehrheitlich in die NSDAP ein, obwohl die Mitgliedsbeiträge deutlich höher sind. Bis auf wenige Ausnahmen bleiben die Führungseliten in verantwortungsvollen Positionen. Henlein wird Gauleiter des „Reichsgaus Sudetenland“, sein früherer Stellvertreter Karl Hermann Frank steigt zum zweiten Mann des Protektorats auf. Viele der „Sudetendeutschen“ werden zu Entscheidungsträgern befördert – auch in Gebieten, wo sie nur eine Minderheit darstellen. Sie beteiligen sich in den Folgejahren an der Verfolgung und Vernichtung. Das Konzentrationslager Theresienstadt entsteht. Es dient Anfangs hauptsächlich dazu, die jüdische Bevölkerung des „Protektorats Böhmen und Mähren“ zu sammeln und später von dort aus nach Auschwitz zu deportieren.

Der Widerstand der tschechischen Bevölkerung wächst. Reichsprotektor Freiherr von Neurath stellt 1940 in seinem Monatsbericht fest, dass „unter der Oberfläche [...] überall das Ansteigen des passiven Widerstandes und der Feindseligkeit gegen alles Deutsche zu beobachten [ist]; einzelne Deutsche werden schikaniert, boykottiert und bedroht.“ Und die „deutschfeindliche Haltung“ greife „mehr und mehr auch auf die tschechische Arbeiterschaft“ über. Die Deutschen leiten eine Hinrichtungswelle ein. Am Ende ihrer Herrschaft werden zwischen 337.000 und 343.000 tschechische und slowakische Tote zu verzeichnen

Das heute als „sudetendeutsch“ bekannte „Kulturvolk“ musste erst erfunden werden

sein.

Es ist nachvollziehbar, dass nach der Befreiung durch die sowjetische Armee viele Menschen die Deutschen nicht mehr in ihrer Nachbarschaft wissen wollen. Die sogenannten „Beneš-Dekrete“ bilden die rechtliche Grundlage ihrer Ausbürgerung. Viele Deutsche ahnen, was auf sie zukommen könnte und flüchten rechtzeitig. Andere werden ausgewiesen oder kommen vor Gericht. Josef Sirowatka muss als ehemaliger Funktionär einige Jahre ins Gefängnis. Sein Sohn Otfried Preußler verbringt fünf Jahre in sowjetischer Kriegsgefangenschaft. Noch 1990 wird der Kinderbuchautor in einem Artikel in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* „Die Glocken von Susdal“ die „Katastrophe von Stalingrad“ beklagen und den Heeresoffizier Friedrich Paulus für das „Desaster an der Wolga“ verantwortlich machen.

Sammelbecken ehemaliger Nazikader

Führende Nazi-Kader aus Gebieten des ehemaligen Reichsgebietes beginnen Ende der 1940er in der neu konstituierten BRD „Hilfskomitees“ und „Landsmannschaften“ zu gründen. Der „Bund der Vertriebenen“ (BdV) bildet bald den Dachverband. Eine aktuelle Studie des „Instituts für Zeitgeschichte“ (IfZ) stellt fest, dass elf der dreizehn Mitglieder des ersten BdV-Präsidiums als Angehörige der NS-Funktions- und Vernichtungselite eingestuft werden müssen. Hierzu gehört Alfred Gille (NSDAP), Gebietskommissar der ukrainischen Stadt Saporoschje, der unmittelbar an der Verschleppung tausender Zwangsarbeiter beteiligt war. Im ersten Präsidium saß auch Ernst Schnellhaus (NSDAP), Offizier des Infanterieregiments 350, das für seine systematische „Partisanenbekämpfung“ in den besetzten Ostgebieten berüchtigt war. Oder Josef Trichler: Er war 1944 an Verhandlungen mit der ungarischen Kollaborationsregierung beteiligt, „welche mit hoher Wahrscheinlichkeit unter anderem auf die Beteiligung der Ungarndeutschen an der Aufteilung des enteigneten jüdischen Eigentums gezielt haben dürften“, so die IfZ-Studie.

Am 5. August 1950 kommt ein Kreis von Vertriebenen in Stuttgart zusammen. Sie unterzeichnen die sogenannte „Charta der deutschen Heimatvertriebenen“. Im ersten Satz der „Charta“ steht geschrieben: „Wir Heimatvertriebenen verzichten auf Rache und Vergeltung“. Das gilt heute noch als Zeichen des guten Willens in der „Charta“. Der Bundestag prüft derzeit, ob der Jahrestag der Unterzeichnung zum Gedenktag in Deutschland erklärt werden soll. Die „Charta“ ist umstritten, kann man doch nur auf etwas verzichten, auf das ein Recht besteht – was bei

Die größten Nazis...

... unter den 30 Unterzeichnern der „Charta der deutschen Heimatvertriebenen“

Rudolf Wagner (NSDAP), Obersturnführer der SS; Erik von Witzleben (NSDAP), Sturmabführer der SS; Walter von Keudell (NSDAP), Staatssekretär; Gottlieb Leibbrandt (NSDAP), Schulungsleiter der NSDAP; Franz Hamm (NSDAP), Volksgruppenführer, Fraktionsführer des „Blocks der deutschen Nationalsozialistischen Reichstagsmitglieder“ in Ungarn; Karl Mocker (NSDAP und Sudetendeutsche Partei (SdP)); Josef Walter (NSDAP und SdP), stellvertretender Hauptgeschäftsführer „Sudetendeutsche Wirtschaftskammer“; Rudolf Lodgman von Auen, Mitbegründer der radikal antisemitischen Deutsch-Nationalen Partei in der Tschechoslowakei; Alfred Gille (NSDAP), Scharführer der SA, Gebietskommissar; Waldmar Kraft (NSDAP), Hauptsturmführer der SS, Präsident der Landwirtschaftskammer Posen; Linus Kather (später NPD); Hellmut Gossing (NSDAP), Kommandeur einer Offizier-Nachwuchsschule; Alexander Eschenbach (NSDAP); Erwin Engelbrecht, General der „Division Engelbrecht“; Bernhard Geisler (NSDAP); Roman Herlinger (NSDAP), Vorstand der Landesbank und Girozentrale in Liberec; Ottomar Schreiber, Regierungschef im Memelland 1939-1942; Axel de Vries (NSDAP), führte drei Regimenter im Kampf gegen „Partisanen“ in Weißrussland an; Karl Bartunek, Reichswirtschaftsministerium.

„Rache und Vergeltung“ sicher nicht der Fall ist. Darüber hinaus besteht die Mehrheit der dreißig Unterzeichner aus ehemaligen Mitgliedern der NSDAP in verantwortungsvollen Positionen (siehe Kasten). Die erste Führungsebene des „Bundes der Vertriebenen“ und der Landsmannschaften könnte zugespitzt als direkte Nachfolge-Splittergruppe der NSDAP bezeichnet werden. Eine mehrheitlich von Tätern – und nicht Opfern – geleitete Organisation ist sie in jedem Fall.

CSU und Landsmannschaften Hand in Hand

Als Sprecher der „Sudetendeutschen Interessen“ wird der glühende Antisemit Rudolf Lodgman von Auen (NSDAP) benannt. Er ist ab 1952 Vorsitzender des „Verbandes der Landsmannschaften“. In der für den Verband maßgeblichen „Detmolder Erklärung“ (1950) ist festgehalten, dass die „Sudetendeutsche Volksgruppe“ es als ihre Aufgabe betrachtet, „ihr Heimatbewusstsein und den Rechtsanspruch auf ihre Heimat wachzuhalten“ und sie wolle auch, so heißt es darin

weiter, „zum Zeitpunkt einer Gestaltungsmöglichkeit, die ihr die Wiedergewinnung ihrer Heimat verspricht, geschlossen bereitstehen.“ Die Beziehungen zwischen der „Sudetendeutschen Landsmannschaft“ (SL) und der CSU sind von Anfang an eng. Führende SL-Vertreter bekleiden Ministerposten im Freistaat, wie beispielsweise Walter Stain, Staatsminister für Arbeit und Soziales. Stain diente schon unter Henlein, war Teilnehmer im „Sudetendeutschen Freikorps“ und Leiter der „Hitlerjugend“ im „Reichsgau Sudetenland“.

Die Bayerische Staatsregierung verspricht den ehemaligen Nazi-Kadern urkundlich, die „Sudetendeutschen“ jederzeit mit dem ganzen Gewicht ihres Einflusses zu vertreten. 1974 finanziert sie das „Sudetendeutsche Haus“ in München, das seitdem Zentrum der „Sudetendeutschen Landsmannschaft“ und ähnlich orientierter Vereine und Stiftungen ist. Der große Sitzungssaal ist nach Rudolf Lodgman von Auen benannt. Solange das „Beneš-Dekret“ fortbesteht, verweigere der bayerische Ministerpräsident Besuche in Tschechien, lässt Edmund Stoiber wissen. Die CSU stimmt wegen dem Dekret im Europaparlament sogar gegen den Beitritt Tschechiens zur Europäischen Union.

Der vierte Stamm der Bayern

Noch heute ist die CSU der „Sudetendeutschen Landsmannschaft“ sehr gewogen. Sie setzte sich beispielsweise dafür ein, dass der Bau eines „Sudetendeutschen Museums“ im Koalitionsvertrag der aktuellen Bundesregierung steht. „Wir brauchen ein Museum, das die Leistung und das Schicksal unseres ‚vierten Stammes‘ zeigt“, sagte Seehofer. Der Freistaat lässt deshalb zwanzig Millionen springen und verspricht auch, das Museum in München zu unterhalten. Zehn Millionen legt der Bund drauf. Diese Summen addieren sich zur ohnehin millionenschweren Förderung aus dem „Bundesvertriebenengesetz“. Bund und Länder sind dadurch verpflichtet, das „Kulturgut der Vertreibungsgebiete in dem Bewusstsein der Vertriebenen und Flüchtlinge, des gesamten deutschen Volkes und des Auslandes zu erhalten.“

Der Verein „Sudetendeutsche Landsmannschaft“ proklamiert den Vertretungsanspruch der „Sudetendeutschen“ für sich. Das erkennt die deutsche Politik weitgehend an. Weshalb der Sprecher der „Sudetendeutschen Landsmannschaft“, Bernd Posselt (CSU), auf offiziellen Empfängen ein häufig gesehener Gast ist. Posselt mischt sich aktiv in die Politik in der tschechischen Republik ein und beklagt immer wieder „antideutschen Rassismus“. Dort ist er

dementsprechend unbeliebt. Milos Zeman erinnerte als tschechischer Ministerpräsident 2002 noch einmal daran, dass die „Sudetendeutschen“ früher als die „fünfte Kolonne Hitlers“ bezeichnet wurden. 1938 störte das die „Sudetendeutschen“ nicht – im Gegenteil. Deutsche Antifaschistinnen und Antifaschisten hätten sich ohnehin nicht als „Sudetendeutsche“ bezeichnet. Auf diese Feststellung Zemans folgte ein Aufschrei in den deutschen Medien. Erika Steinbach, Präsidentin der BdV, beschimpft Zeman deshalb als „üblen Nationalisten“.

„Sudetendeutsch“? Selber schuld!

Als „sudetendeutsch“ gelten laut „Sudetendeutscher Landsmannschaft“ alle Personen „deutscher Volkzugehörigkeit“, die aus der ehemaligen Tschechoslowakei stammen sowie alle ihre Nachkommen. Die Großmutter des Autors dieser Zeilen lebte bis 1945 in Jimramov. Das ist ein winziges Dörflein zwischen dem früheren „Böhmen“ und „Mähren“, inmitten der heutigen tschechischen Republik. Der deutsche Name des Ortes ist erfolgreich in Vergessenheit geraten. In Jimramov ist der Vater des Autors lediglich geboren, er stammt eigentlich aus München-Ramersdorf – darauf besteht er. Auch von der Herkunft der Großmutter habe er nicht viel bemerkt. „Meine Eltern unterhielten sich lediglich auf tschechisch, wenn ich nicht verstehen sollte, was sie besprechen“, sagt er. „Do postelete“ bedeutet „ins Bett“, das sei schnell herauszufinden gewesen. Die sogenannten „sudetendeutschen“ Befindlichkeiten interessierten ihn nicht, sie hätten auch seine Mutter nicht interessiert. An meinen Verwandten ist offenbar die kurze „sudetendeutsche“ Kulturoffensive nach 1945 wirkungslos abgeprallt. An anderen nicht.<

Sirowatkas Nachgeburt

Die sudetendeutsche „Identität“ des Otfried Preußler

Josef Sirowatzkas kürzlich verstorbener Sohn Otfried Preußler, der Kinderbuchautor aus Liberec, trägt das Flickwerk der „sudetendeutschen“ Kulturoffensive in seinen Büchern weiter. „Hotzenplotz“, der weltberühmte Räuber aus Preußlers Geschichten, war beispielsweise auch der deutsche Name des tschechischen Dorfes Osoblaha. Hier fand einer der letzten angeblichen militärischen Erfolge der deutschen Wehrmacht gegen die vorrückenden sowjetischen Truppen an der ehemaligen Reichsgebietsgrenze statt. Die deutschen Verbände zerstörten laut deutscher Kriegspropaganda bei „Hotzenplotz“ mindestens 140 sowjetische Panzer. Häufig sind in Preußlers Geschichten Sagen und Überlieferungen aus dem Gebirge Jizerské hory (Isergebirge) enthalten, das für die „sudetendeutsche“ Identitätsstiftung zwischen 1918 und 1945 eine zentrale Rolle spielte. Am deutlichsten wird Preußler in seinem Buch „Die Flucht nach Ägypten: Königlich böhmischer Teil“. Josef und Maria müssen auf der Flucht aus Ägypten durch Böhmen gekommen sein – so die Buchidee. Ein Jahr nach der Veröffentlichung dieses biblisch-böhmischen Flüchtlingsmärchens erhält Preußler von der „Sudetendeutschen Landsmannschaft“ den „Sudetendeutschen Kulturpreis“, den seinerzeit nur erhält, wer sich durch konsequente Rückwärtsgerichtetheit verdient gemacht hat.

Als Kind habe er das Kinderbuch „Hatschi Bratschis Luftballon“ gemocht, sagte Preußler. Und das geht so: Der als Türke karikierte „Hatschi Bratschi“ verschleppt notorisch vornehmlich blonde Kinder. Der blonde kleine Fritz kann ihn aber töten und begibt sich auf koloniale Entdeckungsreise. Bei seinem weltumspannenden Überflug stößt er auf allerhand rassistisch dargestellte Menschen, unter anderem auf „menschenfressende“ Schwarze, die natürlich mit dem N-Wort bezeichnet werden, und die „klettern nach der Affen Weise“. Eine Transformation dieser Reise taucht in Preußlers Geschichte „Von dem Drachen, der zu den Indianern wollte“ (1965) in deutlich veränderter, aber dennoch wiedererkennbarer Form wieder auf.

„Ich würde nach Russland fliegen, wo in den Wäldern braune Bären hausen. Oder nach Afrika zu den ... [N-Wort]. In Schottland sollen die Männer Röcke tragen, in China sind alle Menschen gelb im Gesicht. Ich könnte mir auch die Eskimos ansehen, oder die Lappen mit ihren Rentieren oder die Indianer. Von ihnen haben die Kinder unlängst erzählt.“

Diese Geschichte vom „Drachen, der zu den Indianern wollte“ wurde noch im Jahre 2010 an angehende Lehrkräfte an der LMU München verteilt, mit dem Hinweis, damit für die „Wahrung einer einheitlichen Kulturtradition“ zu sorgen. Das hätte Josef Sirowatka durchaus geschmeckt.

Hans Heinrich:

Jahrhundert-Roman

Der Lebensweg des
Eustachius Gerberich
bergauf und bergab durchs
Jahrhundert gleicht der
Berg- und Talwelt
seiner Heimat:
Es ist das Land
zwischen der Burgruine
Werdenfels und
Schloß Linderhof.

Eustachius wird angeklagt,
verurteilt und eingesperrt
wegen
Menschenfreundlichkeit.

1914 meldet er sich als Sanitäter
in den Weltkrieg und erlebt die
Grausamkeiten in Belgien.

Er hört die forschenden Reden
des deutschen Kaisers
und die Kriegspredigten
des bayrischen Feldpropsts.
Nach dem Krieg ...

Mehr darüber im

Jahrhundert-Roman

erschienen im

WM-Literatur-Verlag

ISBN 978-3-9808439-9-7

email@wm-literatur-verlag-de

Telefon 0881 - 3144

12 Euro

Internet:

WM-Literatur-Verlag.de

Maschine

Kapitalismus

Über den Zusammenhang von Science Fiction, globaler Marktordnung, Vernetzung und Ideologiekritik.
Von Tom Reiss

Das folgende Szenario aus der Science Fiction ist wohlbekannt, nicht nur den Nerds unter uns: eine Gruppe von Menschen (üblicherweise reiche Sonderlinge/gierige Wirtschaftsbosse/unethische Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen) hält es für eine prima Idee, komplett autonome und lernfähige Maschinen zu konstruieren. Die Motivation ist mal Bequemlichkeit, mal Gier, mal wissenschaftliche Hybris; das Ergebnis ist jedes Mal eine vom Untergang bedrohte Menschheit und eine despotische Maschinenmacht, die diese Restmenschheit entweder zu vernichten trachtet („The Terminator“), sie unterdrückt („Battlestar Galactica“) oder für ihre eigenen Zwecke missbraucht („The Matrix“).

Mr. Smith-Agenten, Skynet und die Cylons

Schlimm genug, möchte man meinen. Aber während die Maschinen und künstlichen Intelligenzen in diesen Szenarien oft genug gefährlich und furchteinflößend ob ihrer überlegenen Kraft, Zahl oder Denkfähigkeiten sind, ist es doch ein anderer Grund, der den Topos der Maschinenherrschaft so beliebt und so symptomatisch für moderne Urängste macht: Im Gegensatz zu den Menschen sind die Maschinen vollkommen vernetzt. Sie kommunizieren ohne Verzögerung, sie haben einen gemeinsamen Plan, den sie gemeinsam ausführen, sie sind perfekt organisiert und in ihrem Vernetztsein für alle Zwecke und Absichten omnipräsent und allwissend. Die „Mr. Smith“-Agenten beherrschen die Matrix, „Skynet“ regiert von der Zukunft aus das Schicksal der Menschheit, und die „Cylons“ tilgen beinahe alle Menschen aus dem Universum.

Die Vernetzung ist es, welche die dystopischen Maschinen grundlegend anders, mithin unheimlich macht. Sie ist es auch, die in der Vergangenheit der linken Literaturwissenschaft und -kritik wieder und

wieder Stoff für Analogien zum globalen Kapitalismus gegeben hat. Wie die Maschinennetzwerke ist dieser imperialistisch, inkompatibel mit alternativen Gesellschaftsentwürfen, parasitär, geprägt von kalter Gewissenlosigkeit und: vom Menschen selbst gemacht. Ursprünglich von der kurzsichtigen Menschheit als Werkzeug und Mittel zum Zweck entwickelt, entwickeln die Maschinen – ebenso wie globale Finanzmärkte – ein unheimliches Eigenleben und wenden sich gegen ihre Schöpfer.

Ambivalenz mit satirischen Zügen

Umso interessanter ist das – gelinde gesagt – gespaltene Verhältnis der linken Literaturwissenschaft zur Science Fiction. Hier manifestiert sich ein bezeichnendes Changieren zwischen nüchterner Analyse und paranoidem Antagonismus; während Forscherinnen, Forscher und Kritiker und Kritikerinnen seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts immer wieder die oben erwähnten Parallelen zwischen fiktionaler Herrschaft der Maschinen und den Problemen einer globalisierten Weltwirtschaft bemerken und als mahnende Lehrstücke loben, finden sich gleichzeitig ebenso viele linke Philologinnen und Philologen, die in denselben Narrativen gefährliche reaktionäre Propaganda erkennen.

Seit den 1970ern beklagen im Westen besonders adornitische Ideologiekritiker mal die faschistoiden Superhelden der Science Fiction, mal die Verfälschung des naturwissenschaftlichen Weltbildes, mal die imperialistisch-feudalistisch-militaristischen Weltanschauungen. Die Ambivalenz nimmt zeitweise geradezu satirische Züge an: eines der beliebtesten Opfer der ideologiekritischen Philologinnen und Philologen, die nach wie vor erfolgreiche Hefroman-Serie „Perry Rhodan“, entschloss sich zu einem befremdeten Einbunkern als Reaktion auf die heftige

Den Zylonen an die Wasche!
Die Crew von *Battlestar Galactica* im Dauerclinch gegen von
Humanoiden geschaffene verdammte fiese Maschinenwesen



Stumpfsinnig aber sexy
Neo kämpft mit coolen Kampf-Moves und Sonnen-
brillen gegen die Alleinherrschaft der Maschinen



Kritik und begann, ihre Autorinnen und Autoren aus der eigenen Fangemeinde zu rekrutieren. Das Ergebnis war ein langgezogener Stellungskrieg zwischen wütender Intelligenzija einerseits und irritiertem Science Fiction-Fandom andererseits, zwei Gruppen, deren äußerst hermetische Organisation nicht nur eine friedliche Einigung, sondern von Vorneherein eine Formulierung des Problems schlechterdings unmöglich machte. Von dem sehr speziellen Verhältnis der Sowjetstaaten zur Science Fiction und dem daraus folgenden internationalen Chaos in den Literaturwissenschaften ganz zu schweigen – an dieser Stelle sei genug damit gesagt, dass linke Philologinnen und Philologen zu keiner Zeit und in keinem theoretischen Kontext jemals näher vor einem bewaffneten Konflikt miteinander standen.¹

Masochistisches Schuldeingeständnis

Für dieses schizoide Verhältnis der literaturwissenschaftlichen Linken und der Science Fiction, besonders der dystopischen, bieten sich verschiedene Erklärungen an, die sich alle wieder mit der strukturellen Ähnlichkeit von Maschinennetzwerken und globalem Kapitalismus verbinden lassen.

Ein Grund könnte ein kollektives Unwohlsein in Hinsicht auf die scheinbare Unvereinbarkeit von Verantwortungsbewusstsein und politischer Aktion sein – Maschinen/Kapitalismus sind von uns gemacht und getragen, jeder Antagonismus ist ein masochistisches Schuldeingeständnis. Ein Grund könnte die gesteigerte Polarisierung des politischen Feldes sein – wer nicht für uns ist, ist gegen uns, und wer nicht explizit gegen den Kapitalismus ist/die Maschinennetzwerke nicht explizit literarisch verurteilt, der befürwortet sie.

Ich denke, dass diese Erklärungen zu kurz greifen; ich denke vor allem, dass sie den Maschinennarrativen – selbst den möglicherweise tatsächlich reaktionären Exemplaren – notwendigerweise a priori Unrecht tun, denn sie gehen nicht von den Erzählungen selbst aus, sondern bereits von sehr speziellen Interpretationen. Möglicherweise ist das angespannte Unwohlsein der Linken in diesem Fall weniger Uneinigkeit als vielmehr eine gemeinschaftliche, sich verschieden äußernde Furcht vor einer Frage, die nach wie vor nicht beantwortet ist und die die Maschinendystopien zu ignorieren unmöglich

machen: Wie zerstören wir die Maschinen, ohne uns selbst zu zerstören? Wie lassen wir den Kapitalismus hinter uns, ohne uns selbst zu verlieren? Das Problem, von dem ich spreche, ist eine paradoxe Paarung von Existenzangst und Abhängigkeit – die Maschinen sind im Begriff, die Menschheit zu vernichten, aber wenn wir die Maschinen vernichten, entziehen wir uns die eigene Existenzgrundlage.

Der Kapitalismus bedroht und marginalisiert Menschheit und Menschlichkeit (auch dann, erst recht, wenn er wie die Agenten, Terminatoren und „Cylons“ ein menschliches Gesicht zur Schau trägt), aber wenn wir ihn einfach entfernen, bleibt nichts übrig. Ein Blick auf die konkreten Szenarien macht das deutlich: in „The Matrix“ besteht die Menschheit

aus einem traurigen Haufen von Sektiererinnen und Sektierern, die in Höhlen unter der Erde leben – nicht nur aus Furcht vor den Maschinen, sondern auch weil sie selbst im Kampf gegen die Maschinen die Sonne verdunkelt haben. In „The Terminator“ ist die Menschheit aufgrund der Herrschaft von „Skynet“ über die Zeit dazu gezwungen, nicht nur um ihre Existenz zu bangen, sondern muss sogar befürchten, rückwirkend ausgelöscht zu werden. Und in „Battlestar Galactica“ ist die Menschheit, die ursprünglich zwölf Planeten bevölkert hat, auf knapp 50 000 Überlebende reduziert, die am dafür verantwortlichen Krieg mit den ursprünglich von ihnen selbst erschaffenen (und versklavten) robotischen „Cylons“ ganz und gar nicht unschuldig ist. In all diesen Beispielen (und zahllosen mehr) wird nur allzu deutlich, dass die Maschinen das ursprüngliche Problem gewesen sein mögen, aber die Probleme bei ihnen mitnichten aufhören.

Der Weg ins destruktive Chaos

Was sagt das über den globalen Kapitalismus? Zuerst einmal muss konstatiert werden, dass in dessen Kontext nur allzu oft vergessen wird, dass es sich nicht um einen aus dem Nichts kommenden oder von einer fremden Macht geschickten Feind handelt – der Feind ist zu hundert Prozent selbstgemacht, wie die fiktionalen Maschinen. Zweitens: der globalisierte Kapitalismus ist nicht böse – er kann gar nicht böse (oder gut) sein, er entzieht sich dieser Kategorisierung, wieder: wie die Maschinen. Ihn als bösen, verhassten Feind zu betrachten und zu bekämpfen, kann zu keinem Ergebnis führen. Ja selbst die menschlichen „Kollaborateure“ des

Kapitalismus – Banker, Investoren, Investorinnen und „Kollaborateurinnen“ – für diesen zu nehmen und zu bekämpfen, mag kurzfristig Ergebnisse zutage

Was passiert, nachdem die „Matrix“ nicht mehr existiert

fördern, ist aber im Kern und auf Dauer ein Schnitt ins eigene Fleisch². Und drittens: ist es überhaupt möglich, den globalen Kapitalismus einfach zu beenden? Existiert er nicht schon zu lange, ist er nicht schon so selbstverständlich, ist

er nicht schon so weit verbreitet, hat er sich nicht schon so sehr verselbstständigt, dass wir so sehr an ihn gewöhnt und existenziell von ihm abhängig sind, dass sein Verschwinden entweder unser eigenes Verschwinden bedeutet oder aber nur den Weg öffnet für ein destruktives Chaos, das noch schlimmer ist als das ursprüngliche Übel? Was passiert, nachdem die „Matrix“ nicht mehr existiert, nachdem „Skynet“ zerschlagen ist, nachdem die „Cylons“ besiegt sind?

Auf diese Fragen kann man nicht die zynische Antwort geben, dass wir nun mal mit dem Übel, das wir und die Generationen vor uns selbst geschaffen haben, werden leben müssen. Das geht deshalb nicht, weil es sich bei den Problemen, die sowohl aus dem Kapitalismus als auch aus der Herrschaft der Maschinen resultieren, um existenzielle Probleme handelt.

In den fiktionalen Szenarien ist die Menschheit vom Aussterben bedroht und zynische Resignation wird das nicht ändern. Der Kapitalismus marginalisiert Menschen, hungert sie aus, sperrt sie ein, tötet sie. Das ändert nichts daran, dass sich das Problem nicht einfach lösen lässt, dass der Kapitalismus nicht einfach verschwinden wird, dass die Maschinen nicht einfach zerstört oder besiegt werden können. Aber es gibt nicht nur einfache Lösungen, sondern auch kreative. Eine kurze Gegenüberstellung von vier fiktionalen Szenarien macht das deutlich:

Einfache Lösung Nr. 1 – Aggression („The Matrix“):

Über dieses Szenario muss nicht viel gesagt werden, es handelt sich hierbei tatsächlich um die stumpfsinnigste Strategie; in der Situation, in der sich die Menschheit hier befindet, sind die Maschinen tatsächlich ihr geringstes Problem. Die Welt ist bereits so gut wie vernichtet, selbst das Ende der Maschinen wird daran nichts ändern. Eine Ewigkeit im Erdkern ist die traurige letzte Hoffnung – es muss allerdings hinzugefügt werden, dass „The Matrix“ anhand der Figur des Agent Smith die interessante Eigenart der

Netzwerke/des Kapitalismus veranschaulicht, sich selbst auszuhöhlen und zu vernichten. Darauf zu warten, bis sich der Kapitalismus von selbst erledigt, hört sich dennoch auch nicht besonders hilfreich an.

Einfache Lösung Nr. 2 – Reaktion („The Terminator“):

Hier kommt die Menschheit noch nicht einmal dazu, wirklich etwas gegen die Maschinen zu unternehmen – sie ist viel zu beschäftigt damit, den zeitreisend-rückwirkenden Eingriffen von „Skynet“ zu begegnen. Nicht nur wird das Problem damit bestenfalls aufgeschoben – noch dazu kann das nur so lange funktionieren, bis „Skynet“ auf den Gedanken kommt, seine Sicherheitsmaßnahmen zu verschärfen und zu verhindern, dass der Widerstand wieder und wieder bei ihnen einbricht und sich ihrer Zeitreise-Technologie bedient³. Es handelt sich hierbei ein bisschen um die Science Fiction-Version eines wohlmeinenden Aktivisten, der alle paar Wochen einen Baum pflanzt und hofft, damit dem Raubbau an den Tropenwäldern entgegenzuwirken. Mitnichten eine vollkommen nutzlose (Re-)Aktion, aber langfristig kaum eine Lösung.

Kreative Lösung Nr. 1: Evolution („Hyperion Cantos“):

In diesen vier Romanen von Dan Simmons sieht sich die Menschheit mit einer von ihr selbst geschaffenen Maschinenmacht konfrontiert, welche sie zuerst instrumentalisiert um ihre galaktische Hegemonie mit Teleportationsmechanismen zu vernetzen (!), die, wie sich herausstellt, währenddessen jedoch die Menschen heimlich elektrisch anzapft (vgl. „The Matrix“). Die Menschheit entscheidet sich ungeschickter Weise erst einmal für die einfache Lösung Nr. 1 (s. o.), was einen kompletten Zusammenbruch der galaktischen Wirtschaft, den Tod von Milliarden Menschen und (sehr unterhaltsam) den Neuaufstieg der katholischen Kirche als oppressiver Supermacht zur Folge hat.

Gleichzeitig aber hatte eine kleine Gruppe menschlicher Siedler bereits vor Jahrhunderten mechanische Mikroorganismen zur beschleunigten Evolution verwendet, um besser in den Untiefen des Alls überleben zu können. Diese Menschen (im Roman „Ousters“ genannt), sind nicht nur nicht auf die Hilfe von Maschinen angewiesen, sondern im Gegensatz zu den „herkömmlichen“ Menschen durchaus in der Lage, sich ihrer zu erwehren. Dies entspricht in etwa dem Ansatz Donna Haraways – eine weiterentwickelte, funktionale Perspektive auf Maschinen und



I'll be back

*Hier werden die Probleme mit der Maschinenwelt
rückwirkend aufgeschoben*

Cyborgs als Knotenpunkte von „3 ...8 communication, infection, gender, genre, species, intercourse, information, and semiology.“⁴

verfolgen, ursprüngliche Fehler zu beheben und einer besseren Zukunft den Weg zu ebnet. Dies, behaupte ich, ist das Äquivalent sorgfältiger, intelligenter und ehrlicher Ideologiekritik und politischer Aktion.

Kreative Lösung Nr. 2: Wiedereroberung (Cyberpunk):

Ich möchte zuletzt darauf hinweisen, dass dieser Aufsatz natürlich in Wirklichkeit keinerlei Heilmittel gegen den globalen Kapitalismus (oder die Herrschaft der Maschinen, wann auch immer sie kommt) zutage fördert. Die Science Fiction tut das auch nicht, sie erzählt Geschichten. Aber vielleicht ist der Aufsatz – ähnlich wie gute Science Fiction – unterhaltsam, und vielleicht kann man von ihm aus weiter denken.<

Tom Reiss
lebt in München, ist Literaturtheoretiker, forscht an der LMU in den Bereichen Semiotik, Phänomenologie und Kybernetik. Er ist außerdem, soweit er weiß, keine Maschine.

Beinahe alle Vertreter des Cyperpunk-Genres (etwa William Gibson, Philip K. Dick, Neal Stephenson) haben den intelligenten Maschinen gegenüber eine erheblich freundlichere Einstellung als der Rest der Science Fiction; hier ist die Maschinenherrschaft üblicherweise das Ergebnis von nützlichen Errungenschaften reflektierter, antiautoritärer und revolutionärer Hacker/Programmierer, die danach von gierigen/machthungrigen Übeltätern missbraucht werden. Die Hacker/Programmierer sind jedoch fast immer in der Lage, aufgrund ihrer besseren Kenntnis der Technik alles zum Guten zu wenden und mit viel Mühe, Mut und Verstand den fatalen Prozess zurückzu-

¹ Zum Verhältnis von Science Fiction und Literaturwissenschaft vgl. Friedrich, Hans-Edwin (1995), *Science-fiction in der deutschsprachigen Literatur. Ein Referat zur Forschung bis 1993*, Tübingen: Niemeyer.

² Die Gefahren dieses Szenarios sind beängstigend pointiert in den ersten Folgen der dritten Staffel von „Battlestar Galactica“ zu betrachten. Hier befindet sich die kleine überlebende Rest der Menschheit unter

Besetzung und Verwaltung der „Cylons“. Einige Menschen kollaborieren mit diesen, als Verwaltungs- und Polizeikräfte – beinahe alle dieser Kollaborateure handeln nicht aus Opportunismus, sondern sind der Überzeugung, ihren Mitmenschen damit nur ein größeres Übel zu ersparen. Beinahe alle Kollaborateure werden nach Ende der Besetzung ohne ordentlichen Prozess hingerichtet. Hierdurch entstehen Konflikte, infolgeder die verbleibende

Menschheit sich beinahe selbst vollends vernichtet. *in the New World Order“*, in: Gray, Chris Hables (Hg.), *The Cyborg Handbook*,

³ Vgl. hierzu und zu weiteren interessanten Überlegungen zur Terminator-Reihe und dem Kapitalismus auch Wallace, David Foster (2012), „The (as it were) seminal importance of Terminator 2“, in: ders., *Both Flesh and Not*, London: Hamish Hamilton, S. 177-189.

⁴ Haraway, Donna J. (1995), „Cyborgs and Symbionts: Living Together



Die da?

Nein die anderen!



Moneypenny, was sollte ich ohne Sie anfangen?

Ein hübsches kleines Nichts, was Sie da beinahe anhaben

Verfassungsschutzwissenschaftsjournalismus

Eine nicht unbedeutende Anzahl von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern in der Bundesrepublik wechselt munter zwischen Journalismus, Geheimdiensten, politischer Bildung und Forschung hin und her. Ohne ihre aktuelle oder zurückliegende Tätigkeit im staatlichen Sicherheitsapparat zu erwähnen, gelingt es diesen Autorinnen und Autoren ohne nennenswerten Widerspruch, unter das Deckmäntelchen der Meinungs- und Wissenschaftsfreiheit zu schlüpfen. Von Friedrich Burschel

„Wer von diesen Altkommunisten noch unter den Lebenden weilt, ist für Revolutionsromantiker ungefähr so interessant wie es jene ehemaligen SS- und Wehrmachtshelden, die von Stalingrad erzählen, für junge Neonazis sind.“

Dieser Satz ist einem Buch entnommen, dessen Autoren als Paradebeispiele für eine völlig inakzeptable Radikalisierung einer staatlich geförderten Wissenschaftspublizistik gewertet werden können. Es geht um das Machwerk „Linksextrem – Deutschlands unterschätzte Gefahr“ der beiden Politikwissenschaftler Harald Bergsdorf und Rudolf van Hüllen.

Zwischen Staatskanzlei, Redaktionsstube und Uni

Der promovierte Politologe Bergsdorf, Sohn des Kohl-Intimus Wolfgang Bergsdorf, ist Lehrbeauftragter an der Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn und seit einigen Jahren Leiter der „Landeskoordinierungsstelle gegen Rechtsextremismus“ in Nordrhein-Westfalen. Diese ist beim Familienministerium angesiedelt und wird aus dem Bundesprogramm „kompetent für Demokratie“ finanziert. Parallel zur Lehre an den Unis in Jena und Bonn war der CDU-Mann wohl bis 2005 auch Mitarbeiter des christdemokratisch geführten Thüringer Innenministeriums – in jener Zeit eine Hexenküche, in der die Ingredienzien des aktuellen bundesweiten Geheimdienst-Skandals zusammengeführt wurden.

Nach 2005 war Harald Bergsdorf Grundsatzreferent der CDU-Landtagsfraktion im nordrhein-westfälischen Landtag. Eine Kleine Anfrage des Linken-Landtagsabgeordneten Frank Kuschel aus dem Jahr 2006 wollte von Innenminister Karl Heinz Gasser (CDU) damals

wissen, wie es sein könne, dass ein Mitarbeiter seines Hauses die PDS als „extremistisch“ verunglimpfen und etwa mit den Republikanern gleichsetzen könne. Bergsdorf trat in dieser Zeit als Autor in Zeitungen und Zeitschriften wie dem einschlägigen CSU-Parteiorgan „Bayernkurier“, dem Periodikum der Konrad-Adenauer-Stiftung (KAS) „Die politische Meinung“ oder dem erzkatholischen Blatt „Die Neue Ordnung“ in Erscheinung. Sein Tenor: die PDS sei „linksextremistisch“², verharmlose den millionenfachen Judenmord der Nazis³ und arbeite „– ähnlich wie rechtsextreme Ideologien – mit Sündenböcken und Verschwörungstheorien“⁴. Zur selben Zeit war auch Bergsdorfs Vater Wolfgang als Herausgeber der KAS-Publikation und Autor in der „Neuen Ordnung“ tätig: der Apfel fällt wohl auch ideologisch nicht weit vom Stamm.

Doktorarbeit im Dienst des Verfassungsschutzes

Seine Zeit als Beamter im Staatsdienst hat Harald Bergsdorf mit Rudolf van Hüllen, dem zweiten Autoren von „Linksextrem“, gemeinsam. Van Hüllen war fast zwanzig Jahre lang Mitarbeiter im Bundesamt für Verfassungsschutz (BfVS) in Köln. Bis 2006 arbeitete er dort als Referent und Referatsleiter in der Abteilung „Linksextremismus und Linksterrorismus“. Wie Bergsdorf studierte er an der Uni Bonn, die mit Professoren wie Manfred Funke und Hans-Hellmuth Knütter neben den sächsischen Thinktanks in Chemnitz und Dresden als wichtiger Hort der politikwissenschaftlichen Reaktion gelten darf. Ihm sei es wichtig, über die wissenschaftliche Forschung hinauszugehen und im Alltag aktiv zu sein, „wo oftmals didaktisches Geschick und Einfühlungsvermögen für den Erfolg größere Bedeutung haben als lückenlose Beherrschung wissenschaftlicher Diskurse“

– so wird van Hüllen auf der Website des Karlsruher Instituts für Technologie zitiert.

Seine Doktorarbeit hat van Hüllen zu den damals noch schwer verdächtigen Grünen geschrieben und 1988 vorgelegt. In der Danksagung vergaß er jedoch zu erwähnen, dass er bereits seit dem Jahr 1987 als Mitarbeiter des Bundesamtes für Verfassungsschutz tätig war. Dafür dankt van Hüllen seinem Doktorvater, dem Historiker-Fossil Karl-Dietrich Bracher, und – da schließt sich der Kreis wieder – „Wolfgang Bergsdorf, der sich als Zweitgutachter zur Verfügung gestellt hat“. Sein neuer Arbeitgeber wird hingegen nicht erwähnt.

Gezielte Anwerbung von Fachleuten

Die beiden ansonsten eher nachrangigen „Experten“ stehen für eine Generation von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, denen es mühelos gelingt, zwischen staatlichen Behörden (insbesondere dem „Verfassungsschutz“ genannten Inlandsgeheimdienst), der Wissenschaft und den

Medien hin- und herzuwechseln und so die Grenzen zwischen Wissenschaftsfreiheit und beamtetem Verfolgungsauftrag zu verwischen. Und dieser Weg ist keine Einbahnstraße: Die gezielte Anwerbung von Fachleuten, die nach den Anschlägen des 11. September 2001 begann, ist heute Programm. Und es geht schon

lange nicht mehr ausschließlich um die Rekrutierung von Islamwissenschaftlerinnen und Islamwissenschaftlern, sondern zunehmend auch um tiefergehendes Wissen in anderen für den Verfassungsschutz relevanten Feldern des „Extremismus“. „Um (...) die Analysekompetenz innerhalb der Verfassungsschutzbehörden zu erhöhen, bedarf es einer stärkeren Einbindung von Fachwissenschaftlern, wozu insbesondere Historiker, Islamwissenschaftler, Politologen und Soziologen gehören“, schreibt Armin Pfahl-Traughber in einem programmatischen Aufsatz in der Broschüre „Offener Demokratieschutz in einer offenen Gesellschaft“.

Auch Pfahl-Traughber gehört zu dieser Geheimdienst-Wissenschaft-Publizistik-Kohorte und kennt den Weg vom Studium in den Verfassungsschutz und weiter in die Lehre an der Fachhochschule des Bundes. Nach Studium und Promotion in Duisburg und Marburg wechselte der ausgemachte Vielschreiber zum BfVS.

Sein bemerkenswerter publizistischer Output sorgte schon zu Beginn seiner Zeit beim Inlandsgeheimdienst für Irritation. Die *taz* monierte 1994, dass hier eine womöglich unzulässige Vermischung stattfindet: „Normalerweise sollten Journalisten als vierte Gewalt eine Kontrollfunktion ausüben. Problematisch wird es, wenn Angestellte von staatlichen Institutionen als Journalisten arbeiten, ohne ihren Arbeitgeber zu offenbaren. Noch problematischer wird es, wenn dieser Arbeitgeber Bundesamt für Verfassungsschutz heißt“.⁵

Arbeiten mit Abhörprotokollen und V-Mann-Berichten

Pfahl-Traughber schreibt auch für den SPD-Presse-dienst „blick nach rechts“ und bis heute, obwohl seine beruflichen Verstrickungen bekannt sind, Rezensionen für das linke „Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes“ und für „Endstation Rechts“; letzteres ein publizistisches Baby des ersten „neurechten Antifas“ und heutigen SPD-Kultusministers Matthias Brodtkorb in

Mecklenburg-Vorpommern. Dieses nonchalante Wechseln zwischen „Verfassungsschutz“, Journalistentätigkeit und Wissenschaft – und das meist ohne Offenlegung der entsprechenden Verstrickungen – entspricht seither dem Zeitgeist: „Attraktiv finden die neuen Leute zudem, dass der Weg zurück zur Wissenschaft

möglich scheint. ‚Wir wollen weg von diesem Image: einmal Verfassungsschutz, immer Verfassungsschutz‘, sagt die Berliner Amtsleiterin Schmid. Ein paar Jahre dort, vermutet sie, könnten bald eine unter mehreren Etappen in der beruflichen Laufbahn eines Hochqualifizierten werden“, hieß es 2004 im *Spiegel*⁶

Besonders fasziniert seien diese „Hochqualifizierten“ vom Fundus, den sie im Dienst vorfänden: Wer sonst kann schon mit Abhörprotokollen aus der Telefonüberwachung und mit V-Mann-Berichten arbeiten. Diesen skrupel- und gedankenlosen Karrieristen graust es auch nicht davor, dass sich mit dieser Art von geheimdienstlich und oft am Rande oder jenseits der Legalität angehäuften Material jede (sozial-)wissenschaftliche Arbeit verbietet. Unwissenschaftlich und intransparent erhoben, nicht ver- noch falsifizierbar und für den offenen wissenschaftlichen Diskurs meist nicht freigegeben, erübrigt es sich hier, von Wissenschaft zu sprechen: Der Geheimdienst ist ein

Wo die Grenzen zwischen Wissenschaftsfreiheit und beamtetem Verfolgungsauftrag verwischen

Fremdkörper nicht nur in einer offenen Gesellschaft, sondern auch in einer freien Wissenschaft, die auf diese Qualität Wert legt.

Über Pfahl-Traughber heißt es im *Spiegel* weiter: „Seit einigen Wochen muss er sich um diese Unterscheidung nicht mehr scheren. Pfahl-Traughber arbeitet jetzt als Professor an der Fachhochschule des Bundes im nordrhein-westfälischen Swisttal. Dem Gewerbe ist er treu geblieben: Er bildet Verfassungsschützer aus.“ Der Mitherausgeber des erwähnten VS-Bändchens, Thomas Grumke, ist den Weg andersherum gegangen: Nach einer Zeit im Wissenschafts- und im NGO-Bereich beim Zentrum Demokratische Kultur in Berlin ging er 2004 zum Verfassungsschutz in NRW. Auch für ihn hat sich die Entscheidung für diese Art Karriere ausgezahlt – er ist heute ebenfalls Professor, und zwar an der Fachhochschule für Öffentliche Verwaltung NRW in Dortmund.

Sakrosankte BRD-Gründungsmythen

Alle bisher genannten Autoren aus diesem undefinierbaren Graubereich zwischen Publizistik, Geheimdienst, Bildung und Forschung tauchen auch in den einschlägigen Zitierkartellen einer rechtskonservativen, bisweilen gar neurechten „Extremismus“-Community auf, wo die Übergänge zwischen Amt, Wissenschaft und Medien fließend sind. So wird es Beamten und Beamten des Geheimdienstes ermöglicht, unter den Deckmantel der Meinungs- und Wissenschaftsfreiheit zu schlüpfen, ohne ihre aktuelle oder zurückliegende Tätigkeit im Geheimdienstapparat zu erwähnen.

Speziell im von den Platzhirschen der Extremismus-Doktrin Eckhard Jesse und Uwe Backes herausgegebenen Zentralorgan der nationalen „Extremismus-Forschung“, dem „Jahrbuch Extremismus & Demokratie“, tauchen illustre Namen auf: Bergsdorf, van Hüllen, Pfahl-Traughber, Grumke⁷, aber auch der Ex-Chef des BfVS Peter Frisch⁸, Privatdozentin und Pressesprecherin des BfVS Tania Puschnerat, Professor Klaus Schroeder vom Forschungsverbund SED-Staat, der Hohenschönhausener Gedenkstättenleiter Hubertus Knabe, der Mitarbeiter des Bayerischen Rundfunks Jürgen P. Lang, Viola Neu von der Konrad-Adenauer-Stiftung, der Politologe Patrick Moreau, Kriminalist Bernd Wagner vom Zentrum für Demokratische Kultur, Mathias Brodtkorb, Brigitte

Seebacher, Ernst Nolte sowie zahlreiche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter von Forschungseinrichtungen. Sie beanspruchen eine Deutungshoheit nicht nur zu Fragen des „Extremismus“, sondern auch zur Geschichte der DDR sowie der Bundesrepublik.

Mit dem Regierungsantritt der zweiten Merkel-Regierung hat diese fragwürdige und von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Geheimdienstes

mitbestimmte Deutungsweise eine enorme Konjunktur erlebt und findet Zugang zu den höchsten Regierungskreisen in Bund und Ländern.

Die gesamte bundesrepublikanische Ideologie beruht auf der Pflege einiger sakrosankter

Gründungsmythen der (West-)BRD, als deren Ergebnis eine allein selig machende Demokratie entstanden sei, die zu ehren und zu schützen diese Gruppe von Journalistinnen und Journalisten der Verfassungsschutzwissenschaft angetreten ist. Was sie zu sagen haben, soll einschüchtern, einkreisen, markieren und die bundesrepublikanische Hagiografie fortschreiben. Im Moment haben sie für diese Mission politisches Oberwasser, und das trotz des größten denkbaren Geheimdienst-Skandals im Kontext der NSU-Enthüllungen.

„150-prozentige Demokraten“

Aus der dem Kalten Krieg nachhallenden Interpretation der Geschichte der Bundesrepublik vor und nach der Wende ergibt sich auch der Anspruch, die einzige und letztgültige Exegese der DDR-Geschichte zu betreiben, die im simplen Extremismus-Konstrukt kurzerhand als Verlängerung der Diktatur nach 1945 betrachtet und so nicht selten mit dem Nationalsozialismus gleichgesetzt wird. Dem stand die wehrhafte Bundesrepublik gegenüber, in der noch die gewendeten Nazis Garanten der Verteidigung und des Bestandes der Demokratie wurden, denn freilich „gab es ehemals ‚tiefbraune‘ Nationalsozialisten in herausgehobenen Funktionen; Figuren, die gläubige Anhänger Hitlers, aber meist an keinen Verbrechen direkt beteiligt waren“, heißt es kühn und historisch falsch im Bergsdorf-van Hüllen-Pamphlet.⁹ Und weiter: „Doch mussten sie sich in der Bundesrepublik als Demokraten bewähren. Tatsächlich versuchten sie in der Regel, sogar 150-prozentige Demokraten zu sein (...)“.



Küss mich, Paul!

Agenten küsst man nicht

Alles, was die BRD-Vergangenheit zu erklären hilft, ist willkommen und alles, wirklich alles, um die DDR zu dämonisieren und heutige linke Gesellschaftskritik zu stigmatisieren, ist erlaubt. Im Visier haben diese Autorinnen und Autoren dabei stets die „Ex-Kommunisten“ der SED-Nachfolgepartei, die als „nicht lupenrein demokratisch“ verdächtigt und in die „linksextremistische“ Ecke gedrängt wird. Hier kommt wieder die notorische Gleichsetzung des Nazi-Regimes mit der DDR und des heutigen „Rechts-“ mit dem „Linksextremismus“ zum Tragen: „Gerade die singulären Massenverbrechen der Hitler-Diktatur mahnen, den Blick für jeglichen Extremismus und jegliche Menschenrechtsverletzungen zu schärfen und jegliche Demokratiefeindschaft zu analysieren“.¹⁰

Der Linken, sowohl der Partei als auch der Bewegung, wird permanent pauschal und undifferenziert vorgeworfen, „stets die Transformation der Gesellschaft und die Überwindung des Kapitalismus“ im

Schilde zu führen.¹¹ Dass damit Kritik am Kapitalismus stigmatisiert wird, ohne dass dieser im Grundgesetz festgeschrieben ist, auch nicht als „soziale Marktwirtschaft“, und dass die BRD zum allein zulässigen Zustand der Demokratie erklärt wird, trägt autoritäre Züge wie jene „Diktaturen“, die die verschiedenen Autorinnen und Autoren zu bekämpfen vorgeben.

Grundgesetz als neues Sozialistengesetz

Kaum jemand zweifelt jedoch die Wissenschaftlichkeit dieser Denkschule an und kritisiert offen die hier wirksame autoritäre Demokratie-Zwangsvorstellung, der sich zu unterwerfen hat, wer in diesem Land am öffentlichen Diskurs teilnehmen will und nicht vom Verfassungsschutz rettungslos in „hoheitlichen Verruf“¹² gebracht werden möchte. Viel zu selten melden sich angesehene Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler wie Arno Klönne zu Wort, der vermutet, Bergsdorf und van Hüllen meinten wohl, „unsere Verfassung sei so etwas wie ein neues ‚Sozialistengesetz‘, ein Verbot sozialistischer, gesellschaftlicher Entwürfe“. Dem an sich renommierten Schöningh-Wissenschaftsverlag, der das Buch „Linksextrem“ mit den Prädikaten „klug aufklärend“ und „umfassend analysiert“ bewirbt, unterstellt Klönne ironisch, diese Kampfschrift mit einem anderen Buch ihres Verlages verwechselt zu haben.¹³

Kaum jemand jedoch zweifelt die Wissenschaftlichkeit dieser Denkschule an

Auch der angesehene Politologe Richard Stöss fordert in einem Streitgespräch die Trennung von Wissenschaft und Geheimdienst: „Im Kern liegen die Probleme mit dem Extremismus-Begriff wohl darin, dass ein weit verbreitetes Bedürfnis in den Sozialwissenschaften besteht, sich von einer Begrifflichkeit zu distanzieren, die von Verfassungsschutzbehörden benutzt wird.“ Und weil, so Stöss weiter, mit dieser Begrifflichkeit der Behörden Rechtsextremismus und Linksextremismus verglichen oder gar gleichgesetzt, demokratische Linke mithin mit Neonazis und Faschismus auf eine Ebene gestellt würden. Hier sehe er eine Diskriminierung von Menschen, „die sich einem demokratischen Sozialismus verpflichtet fühlen.“¹⁴

Wo Stöss jedoch ein „weit verbreitetes Bedürfnis“ in den Sozialwissenschaften sieht, Wissenschaft und Verfassungsschutz sauber zu trennen, bleibt schleierhaft. Es ist für Stöss' Gegenspieler in diesem Streitgespräch, Uwe Backes, auch ein Leichtes,

seinen Kontrahenten vorzuführen, denn Stöss benutzt den (Rechts-)Extremismus-Begriff selbst munter weiter. Backes kann sogar unwidersprochen den Alleinvertretungsanspruch seiner Zitier-Community in Sachen Demokratie behaupten: Man müsse jene „politischen Akteure“ ausfindig machen, „die das Spiel nicht bedingungslos spielen wollen, die also die Demokratie nicht als ‚the only game in town‘ anerkennen“. Die grausige und zwanghafte Demokratie-Vorstellung hinter solchem Geschwafel lässt einem freien und emanzipatorisch denkenden Menschen im Grunde nur die Rolle des Spielverderbers.<

Friedrich Burschel
*ist freier Journalist,
er lebt und arbeitet
in Berlin*



*Dieser Artikel ist als
Langversion ein
Vorabdruck aus dem
Buch „Schreddern,
Spitzeln, Staatsversa-
gen. Wie rechter
Terror, Behörden-
kumpanei und
Rassismus aus der
Mitte zusammenge-
hen“ (herausgegeben
von Bodo Ramelow),
das Anfang Mai
2013 im VSA Verlag
erscheint.*

¹ Harald Bergsdorf, Rudolf van Hüllen (2011): *Linksextrem – Deutschlands unterschätzte Gefahr?* Paderborn, Schöningh, S. 72

² Harald Bergsdorf: „Wer frisst wen? Zur Kooperation zwischen Sozialdemokraten und PDS“, in: *Die politische Meinung* Nr. 388 (März 2002)

³ Harald Bergsdorf: *Die PDS und rechtsextremistische Parteien*, in: *Die Neue Ordnung* Nr. 5/2001

⁴ Harald Bergsdorf: „(K)ein Requiem für die PDS. Die PDS vor den Wahlen 2004“, in: *Die politische Meinung* Nr. 414 (Mai 2004)

⁵ Bernd Sieglar: *Verfassungsschützer als Journalist. VS-Mann schreibt für FAZ und SPD*, in: *taz* vom 17.11.1994

⁶ Dominik Cziesche: *Der Spion, der aus der Uni kam*, in *Spiegel* vom 20.12.2004

⁷ Grumke, Thomas (2008): *Die rechtsextremistische Bewegung*, in: Roland Roth/Dieter Rucht (Hrsg.), *Die Sozialen Bewegungen in Deutschland seit 1945. Ein Handbuch*, Frankfurt/Main (Campus Verlag), 2008, S. 475-492 – ein wahrhaftig haarsträubendes Dokument, vgl. dazu: Markus Mohr: Seite 701 – Überraschende Rochaden zweier Sozialwissenschaftler im Graubereich zwischen Bewegungsforschung, Bürgergesellschaft und Verfassungsschutz, in: Markus Mohr, Hartmut Rübner (2010): *Gegnerbestimmung. Sozialwissen-*

schaft im Dienst der „inneren Sicherheit“, Unrast Münster, S. 189 – 242, hier insbesondere: S. 192ff

⁸ Vgl. Fritz Burschel: *Nicht mehr ganz Frisch. Der Verfassungsschutz als Fremdkörper in einer offenen Gesellschaft*, in: *Der Verfassungsschutz, das bayerische Innenministerium und der Extremismus der Mitte*, in: Heft Nr. 22 der Studienreihe *Zivilgesellschaftliche Bewegungen – Institutionalisierte Politik des Kurt Eisner Vereins* München 2012

⁹ Harald Bergsdorf, Rudolf van Hüllen (2011): *Linksextrem – Deutschlands unterschätzte Gefahr?* Paderborn, Schöningh, S. 173

¹⁰ Harald Bergsdorf, Rudolf van Hüllen (2011): *Linksextrem – Deutschlands unterschätzte Gefahr?* Paderborn, Schöningh, S. 11

¹¹ Jürgen P. Lang: *Ist DIE LINKE eine demokratische Partei?* In: Uwe Backes, Alexander Gallus, Eckhard Jesse (Hg.) (2009): *Jahrbuch Extremismus & Demokratie*, Baden-Baden 2010, Nomos, S. 161 – 179, hier: S. 163

¹² Der 2005 verstorbene Bürgerrechtler und Professor Jürgen Seifert, Uni Hannover, sprach von „hoheitlicher Verrufserklärung“, wenn der Verfassungsschutz politische Akteure (in den jährlichen VS-Berichten) der Verfassungsfeindlichkeit zieh. zit.nach Kohlstruck, Fn. 9

¹³ Arno Klönne: *Wie Geschichte verfälscht wird:* <http://www.nrhz.de/flyer/beitrag.php?id=18313> [10.2.2013]; vgl.: Dieter Nelles: *Extremismus unterschätzt?*, in: *Journal für Politische Bildung*, 2/2012, S. 92f

¹⁴ Streitgespräch zum Thema *Linksextremismus zwischen Richard Stöss und Uwe Backes*, in: Ulrich Dovermann (Hg.) (2011): *Linksextremismus in der Bundesrepublik Deutschland*, Schriftenreihe der Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn, S. 291 – 318, hier: 292

20. aktualisierte Auflage

Bundesdeutsche Flüchtlingspolitik und ihre tödlichen Folgen – 1993 bis 2012 –



Menschen flohen vor Krieg, Verfolgung und Elend. Sie fanden hier den Tod.

Die Dokumentation umfaßt Todesfälle und Verletzungen bei Grenzüberquerungen; Selbsttötungen, Selbsttötungsversuche und Verletzungen von Flüchtlingen aus Angst und auf der Flucht vor Abschiebungen; Todesfälle und Verletzungen vor und während Abschiebungen, Mißhandlungen und Folter nach Abschiebungen. Die Zusammenstellung umfaßt auch Brände und Anschläge auf Flüchtlingssammel-lager und mehr. Die beschriebenen über 6500 Einzelgeschehnisse machen deutlich, daß die Chance, in der BRD Schutz und Sicherheit zu finden gegen Null läuft.

Einzel-Dokumentation in zwei Heften (620 S.)

**Antirassistische Initiative e.V.
Dokumentationsstelle
Fon 030 – 617 40 440
Fax 030 – 617 40 101
ari-berlin-dok@gmx.de
www.ari-berlin.org**



**SEXISM & HOMOPHOBIA
OUT OF MY MUSIC**



ÜberzeugungstäterInnen
*Extrem gut gelauntes Personal am Make
some Noise Stand*



Merci!
*Irie Revolté bezieht auf der Bühne Stellung
gegen Homophobie*

Macht Lärm!

Auftritte von homophoben Reggae-Artists sorgen regelmäßig für öffentliche Debatten. Jetzt gibt es auch Protest aus der Szene. Mal Élevé, Frontsänger der Band Irie Révoltés, macht mit der Kampagne „Make Some Noise“ mobil gegen Homophobie und Sexismus innerhalb der Reggae- und HipHop-Szene. Ein Gespräch von Florian Leckel

Geplante Auftritte von Reggae-Artists, die in ihren Songtexten offen zur Verbrennung, Kreuzigung und Erschießung von Homosexuellen aufrufen, befeuern immer wieder die Debatte über Homophobie in der Reggaeszene. Wie wird das Thema in der Szene derzeit diskutiert?

Die aktuelle Diskussion kann ich dir nicht komplett wiedergeben, denn die findet auf tausend verschiedenen Plattformen statt. Vor ein paar Jahren noch empfand ich die Diskussion aber als ein bisschen lächerlich und erbärmlich. Viele Reggaekünstler sahen sich in der Opferrolle: Warum zeigen denn jetzt alle auf uns? Guckt doch mal auf die Hip-Hopper, die machen es doch genauso. Die ganze Debatte wurde umgekehrt und zur Verschwörungstheorie stilisiert. Am Ende standen sie selbst als die Armen da, auf die sich alle eingeschossen hatten und die mit Auftrittsverboten verfolgt wurden. Es ist traurig, aber ein Teil der Szene ist einfach nicht bereit, sich mit Homophobie auseinanderzusetzen. Anstatt zu sagen, Wir müssen damit umgehen und versuchen, etwas dagegen zu machen, sagen die: Warum wird auf uns gezeigt? Andere sind doch noch viel schlimmer! Das ist natürlich der schlechteste Weg damit umzugehen.

Wie soll man denn damit umgehen, wenn Soundsystems irgendwelche Battyman Tunes¹ spielen oder wenn Festivalveranstalter homophobe Acts einladen?

Spontan aus dem Bauch heraus: Die Künstler nicht einladen, Auftritte absagen und Platten kaputt machen. Aber es ist natürlich viel komplexer und das ist auch nicht der einzige Weg um nachhaltig etwas zu verändern. Wir spielen ja auch auf Festivals und gehen Kompromisse ein. Ich weiß von Leuten, die sich gut in der Szene auskennen, dass es fast unmöglich ist, eine Reggaeveranstaltung zu buchen, die komplett auf Artists verzichtet, die auf irgend eine Weise homophobes Denken vertreten. Wenn dem so ist, ist es natürlich eine Tragödie. Aber das heißt doch: Wir müssen versuchen auf allen Ebenen klare Zeichen zu setzen. Ich denke Festivals müssen viel klarer ein Statement nach außen geben. Entweder, wenn die Veranstalter konsequent genug sind, laden sie die entsprechenden Artists wirklich nicht ein, oder verlangen von ihnen zumindest ein ernst gemeintes Statement, das auf keinen Fall so nichtssagend wie der Compassionate Act² sein darf. Bei Soundsystems würde ich knallhart sagen: Es gibt bestimmte Sachen, die gehen einfach nicht, die kann niemand mehr auflegen, der eine wirkliche Meinung dazu hat und sich eindeutig positionieren will.

Wie kann es denn gelingen, die Acts und Artists aus Jamaica in die hier stattfindende Homophobie-debatte einzubinden?

Wir müssen klarmachen, dass sich die Reggaeszene hier mit diesem Thema krass auseinandersetzt. Wir brauchen endlich negatives Feedback, einen richtigen Clash, in welcher Form auch immer! Festivalveranstalter, Soundsystems, aber auch andere Reggaebands müssen deutlich machen: Fuck you! Was laberst du für einen Scheiß! Momentan ist ja die gängige Herangehensweise der Veranstalter beim Umgang mit homophoben Artists: Bitte unterschreib mal diese Erklärung, weil sonst steigt uns der Schwulenverband XY aufs Dach. Die eigentliche Herangehensweise wäre doch, wenn jetzt das Chiemsee-Festival oder das Summer Jam sagen würden: Ey, ihr spielt hier keine homophoben Songs, denn wir finden das Scheiße und halten von dieser Meinung nichts.

Was denkst Du herrscht für ein Männlichkeitsbild in der Szene?

Das ist eine gute Frage. Auch die deutsche Reggaeszene ist ziemlich stark männlich dominiert. In diesem Männlichkeitsbild ist sicher auch die Homophobie verankert. Klar ist, die Leute würden jetzt nie sagen es darf keine Frau ein Djane werden, aber trotzdem

bestehen die meisten Soundsystems aus Männern, die meisten MCs sind Männer und das spiegelt doch wider, wie sich die meisten Leute Reggae vorstellen und wie er auch sein sollte.

Du hast jetzt mit befreundeten Künstlerinnen und Künstlern ein Netzwerk und eine Kampagne ins Leben gerufen. Was steckt dahinter?

Wir haben mit Irie Révoltés ja schon immer in Songs und Statements von den Bühnen diverser Festivals klargemacht, dass Homophobie ein Problem ist. Aber wir wollten noch einen Schritt weitergehen und aktiv in die Szene einwirken. Deswegen haben wir die Kampagne Make Some Noise gegründet, bei der man sich selbst aktiv beteiligen kann. Konkret heißt das: Wir haben ein Logo und den Slogan „Make Some Noise – sexism & homophobia out of my music“ entworfen. Es heißt „my music“, damit sich jeder angesprochen fühlen kann und wir unseren Fokus nicht auf Reggae beschränken. Der Slogan funktioniert genauso für Hip-Hop- Metal- oder Punkkonzerte. Das ist so der eine Weg einfach zu sagen: Wir haben diese T-Shirts, mit denen sich Leute klar positionieren können.

Aber Eure Kampagne ist doch hoffentlich mehr als ein Logo und T-Shirts...

Im Austausch mit anderen Bands haben wir festgestellt, dass viele das Gefühl haben, mit ihrer Ablehnung von Homophobie allein zu sein. Deswegen trauen viele sich nicht, richtig klar Flagge zu zeigen. Das gilt sowohl für Bands als auch für Hörer und Hörerinnen. Wir wollen daher eine Art Plattform bieten, dass sich Bands vernetzen. Außerdem haben wir

eine inhaltliche Broschüre zu dem Thema gemacht. Nicht voll wissenschaftlich, sondern einfach, um überhaupt aufzuklären. Wir haben ganz unten angefangen, damit wir alle möglichen Leute auch auf den Festivals erreichen. Wir machen auch Infoveranstaltungen, zum Beispiel zuletzt im „Yaam“, einer der renommiertesten Reggae-Locations in Berlin, wo dann auch die ganzen Haus-DJs hinkommen und an den inhaltlichen Debatten teilnehmen, um das einfach mehr in die Szene zu tragen. Es ist viel wichtiger, dass aus der Szene selbst heraus etwas passiert und nicht immer von außen. Denn damit kommt sofort diese Abwehrhaltung und dieser no-go-Umgang damit, wie er halt leider jetzt ist. Innerhalb der Szene finden es auch viele Scheiße, was da läuft und jetzt ist der Zeitpunkt, dass die das Maul nicht mehr halten und klar sagen: Wir sind dagegen.

Die Kampagne startete bereits im November 2011. Kannst du schon eine erste Bilanz ziehen. Wie gut kommt die Kampagne an?

Also was man damit erreicht hat ist immer schwierig zu sagen. Klar, sie kommt auf jeden Fall gut an. Wir haben schon sehr viele Artists, die begeistert waren und gesagt haben: Endlich. Unter anderem natürlich auch Msoke³, für den das einfach persönlich ein richtig krasses Thema ist. Wir sind zu vielen Artists gegangen, ey wir haben diese Kampagne, wollt ihr ein Statement geben, also ein Videostatement, das wir online posten und daraufhin hat Msoke eben gesagt, dass es für ihn einfach saugeil ist und der supportet das mit vollem Herzblut. So gibt es eben auch andere Artists die einfach gesagt haben, geil, dass es endlich sowas gibt. Weil sie selbst zum Beispiel von dem

Thema betroffen sind und bisher einfach alleine dastanden.

Wo und wie wart ihr präsent?

Wir haben als Band die Auftrittsbedingung gestellt, einen Kampagnenstand auf dem Summerjam und dem Chiemsee Reggae Summer aufstellen zu dürfen. Beide Festivals haben sich coolerweise darauf eingelassen und haben uns danach ein positives Feedback gegeben. Wir hoffen, dass wir in Zukunft weiter zusammenarbeiten werden und sie vielleicht auch dazu bringen werden, als Festival Stellung zu beziehen. Ich meine, man kann auf der Homepage für soviel werben, für Becks und alles Mögliche, warum kann man nicht einfach auch ein klares Statement wie „unser Festival hat keinen Bock auf Homophobie“ hinschreiben? Das wäre ein Riesenschritt, der viel bedeuten würde, aber leider nicht gemacht wird.

Wie sind diese Stände angekommen?

Von den Besuchern war das Feedback bis jetzt positiv. Es gab eigentlich kaum negative Rückmeldungen. Nur ein paar besoffenen Deppen beschimpften uns mit Kommentaren wie „Schwuchtel-scheiße“. Aber die gibt es leider immer und mit denen kann man auch nicht diskutieren. Bei vielen haben wir aber gemerkt, die haben auf so eine Kampagne gewartet. Die sind dann wirklich mit unserer Broschüre auf dem Festival rumgerannt, haben sie bei Konzerten hochgehalten oder unsere T-Shirts getragen. Es war schon ganz cool zu sehen, dass es angenommen wird. Der Sinn war etwas anzustoßen, was im besten Fall ein Selbstläufer wird.<

¹ Battyman Tunes sind Reggae- oder Dancehall-Songs, in denen abwertende Ausdrücke für homosexuelle Männer verwendet werden und teilweise offen zur Gewalt gegen sie aufgerufen wird. Der Ausdruck *batty man* kommt aus der jamaikanischen Kreolsprache. *Batty boy* ist eine Wortgleichung zu *butt boy* („Arsch-Junge“ oder *Arsch(ge)fick(t)er* aus dem amerikanischen Englisch) und bezeichnet einen homosexuellen, bisexuellen oder einen mutmaßlich so veranlagten Mann.

² Der Reggae Compassionate Act (RCA) ist ein Abkommen von Reggae-Artists mit der Kampagne „Stop Murder Music“. Wörtlich heißt es in dem Dokument: „Reggae-Künstler und ihre Musik haben gegen Ungerechtigkeiten, Ungleichheiten, Armut und Gewalt gekämpft, auch wenn sie einige dieser Umstände selbst betroffen haben. (...) Die Künstler der Reggae-Community respektieren die Rechte des Einzelnen, ohne Furcht vor Hass und Gewalt wegen ihrer Religion, sexuellen Orientierung, Rasse, Ethnie oder ihrem

Geschlecht zu leben.“ Der RCA steht jedoch in der Kritik, die Auftretenden würden ihn eher aus kommerziellem Druck (um weiterhin in Europa und den USA auftreten zu können), als aus einer zustimmenden Haltung heraus unterschreiben.

³ Msoke ist ein Reggaekünstler, der sich als Transgender „outete“.

Florian Leckel studiert in München Soziologie, Psychologie und Kommunikationswissenschaften. Im Rahmen seiner Diplomarbeit forscht er derzeit zur deutschsprachigen Reggaeszene.

graswurzel revolution

www.graswurzel.net



Monatszeitung
für eine
gewaltfreie,
herrschaftslose
Gesellschaft
- seit 1972 -

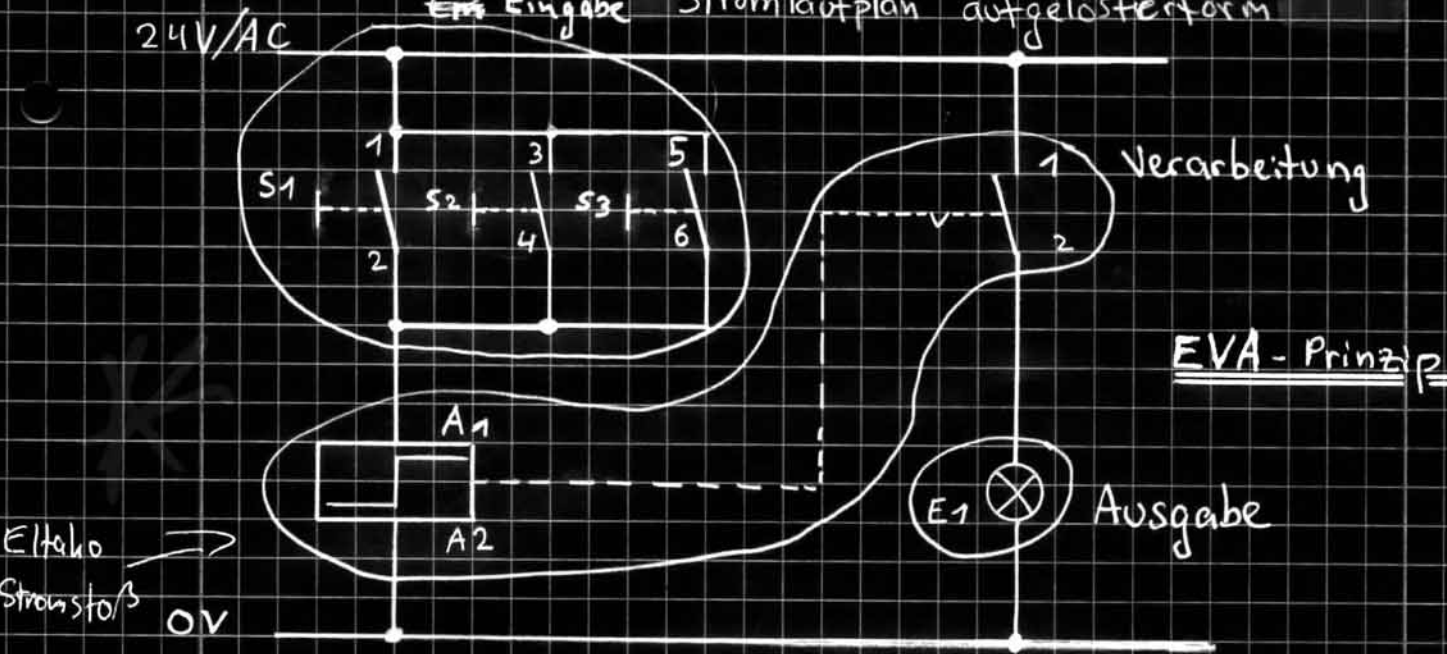
Anarchie

ist Ordnung, nicht Chaos

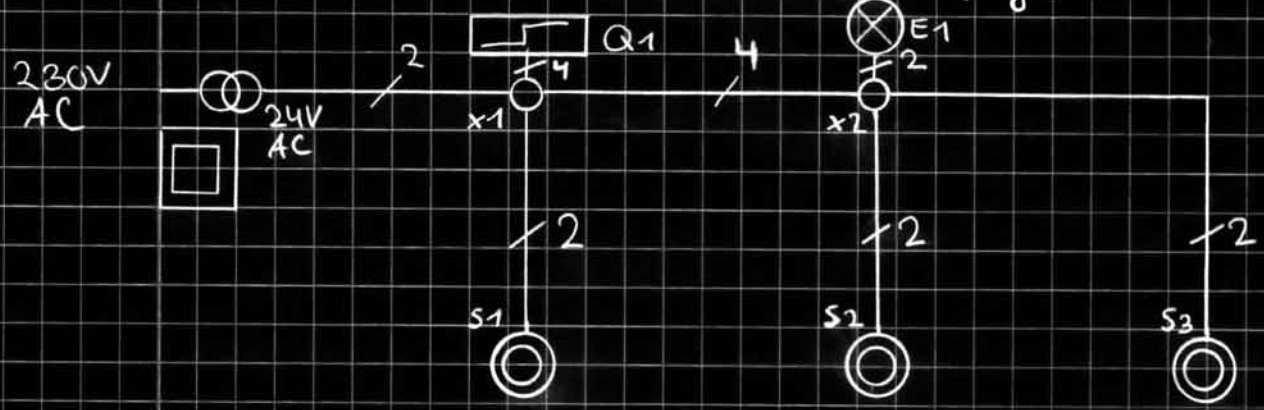
„Die GWR wird auch von 40 Jahren Idealismus getragen, der über Generationen reicht. Der Luxus, sich eine gewisse Sturheit in der politischen Haltung leisten zu können, macht gleichzeitig auch ihre Stärke aus. Auf die nächsten 40 Jahre.“
(Neues Deutschland, 08.09.12)

Probeheft kostenlos bei: GWR-Vertrieb, Vaubanallee 2, 79100 Freiburg, abo@graswurzel.net

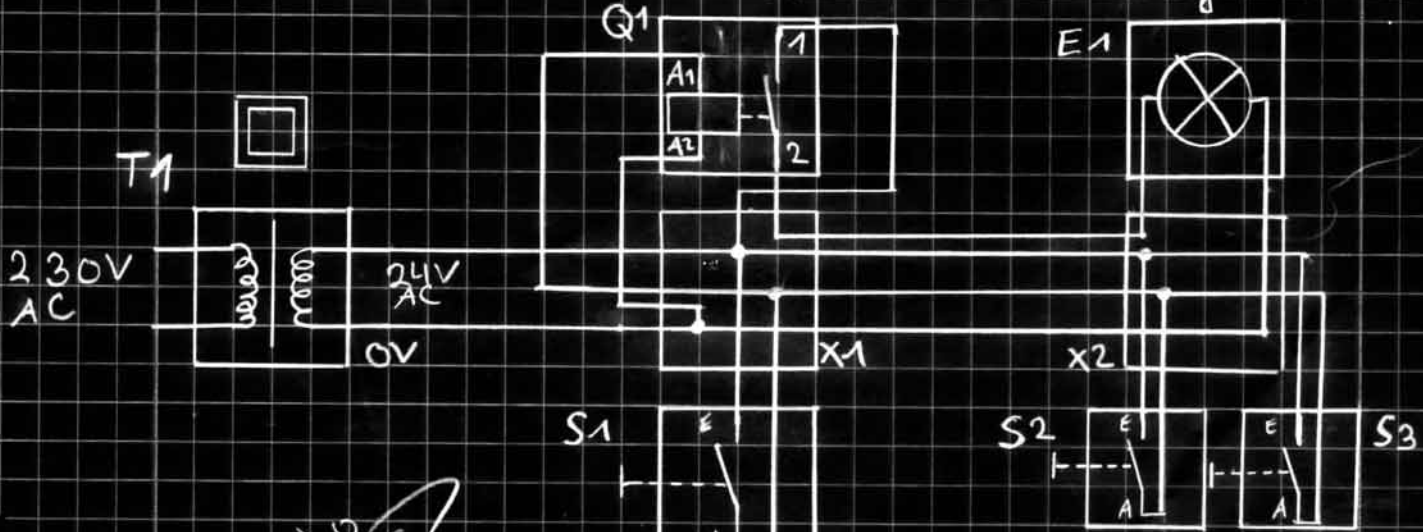
Ein Eingabe Stromlaufplan aufgelöster Form



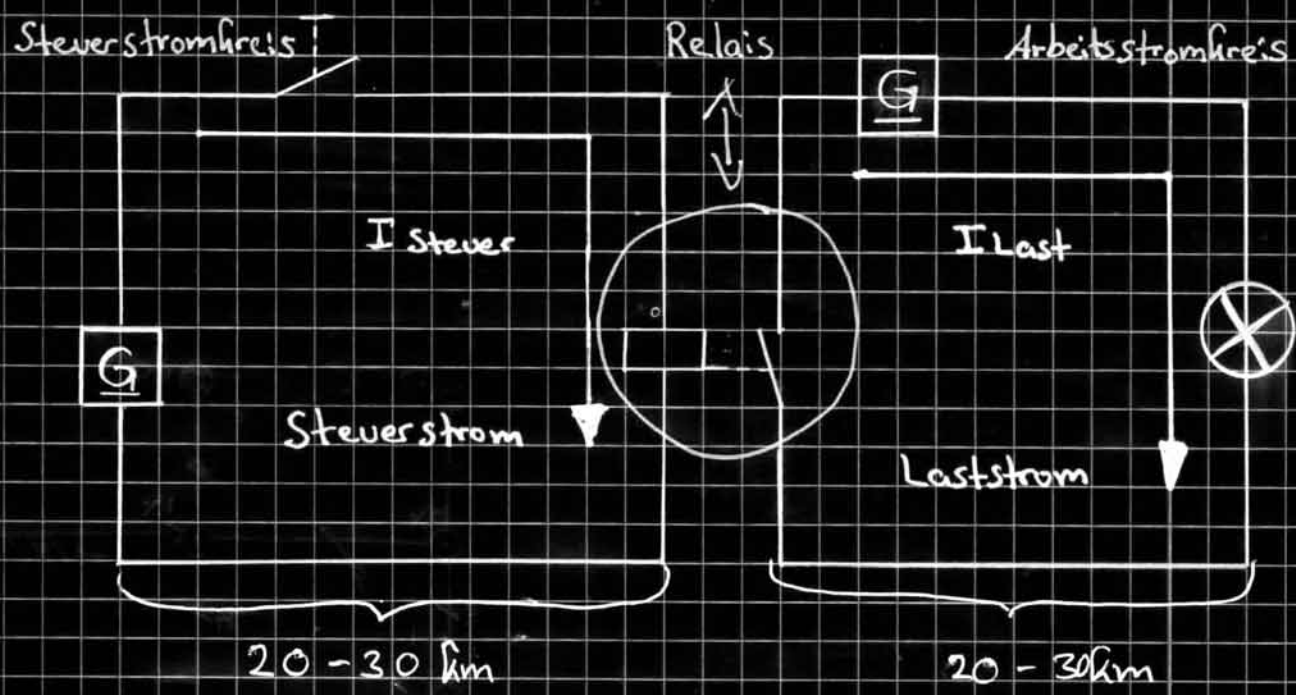
Übersichtsplan (einpölig)



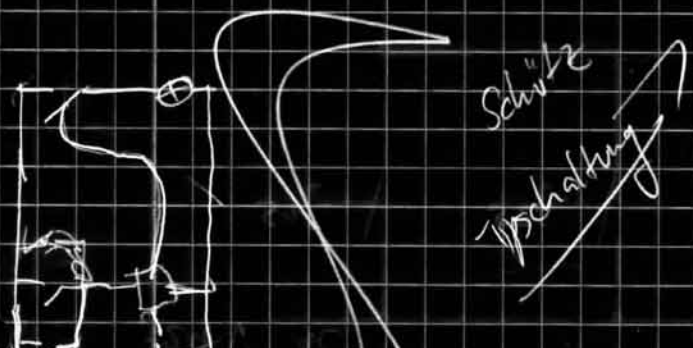
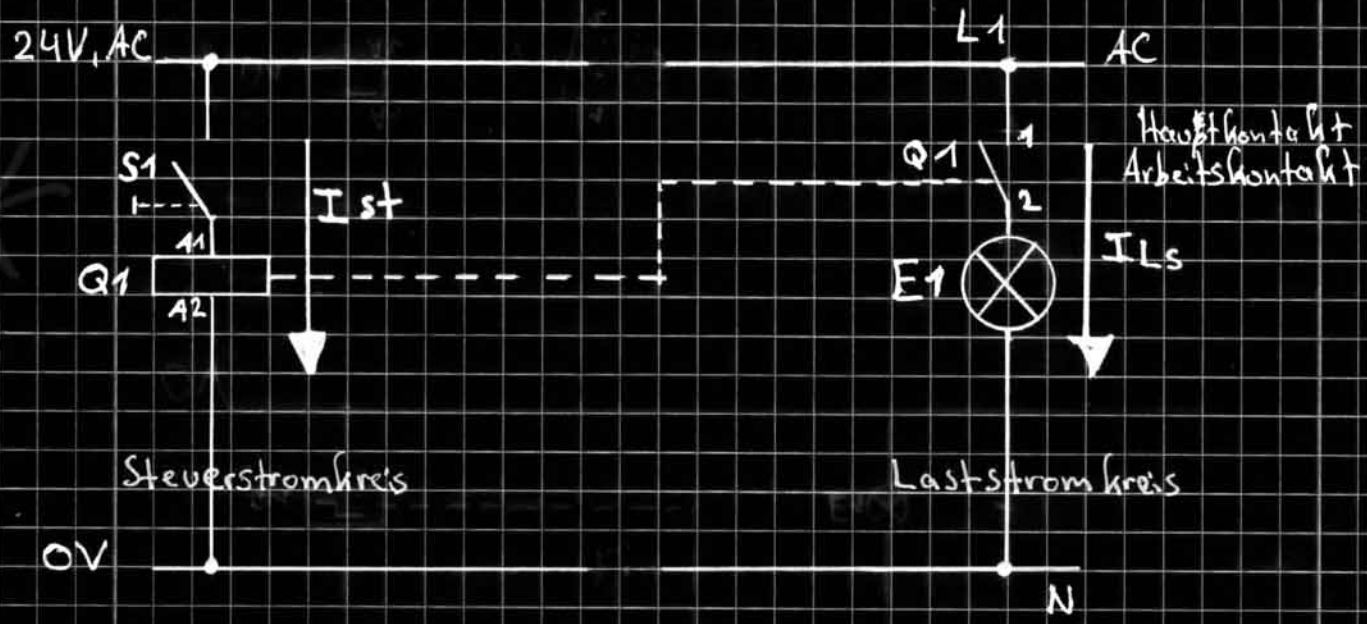
Wirschaltplan (Stromlaufplan in zusammenhängender Form)



Relais „Zwischenstation“

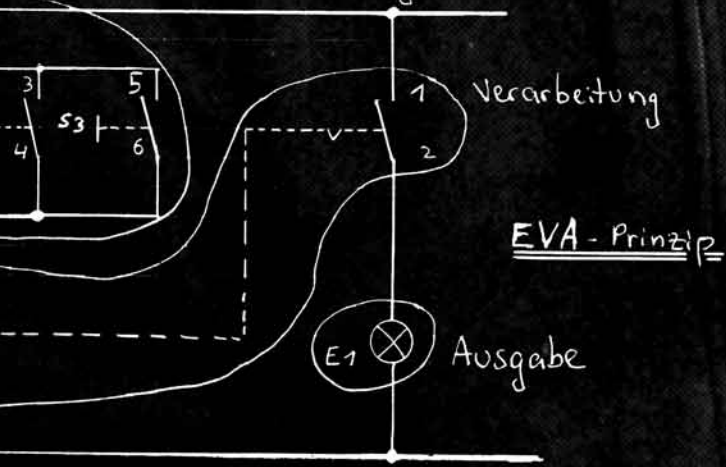


Schützschaltung

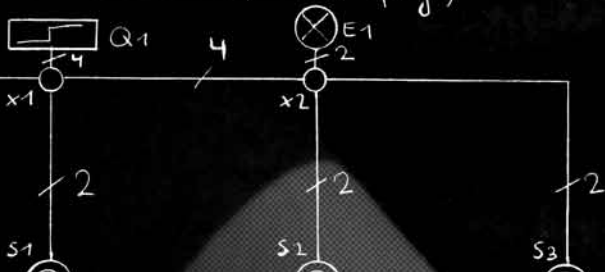


Tsch Übung 2 S. 3 12.03.2013

Eingabe Stromlaufplan aufgelösterform



Übersichtsplan (einpölig)



Egzons Rückkehr

Mit Hilfe hartnäckig engagierter Menschen endet Egzon Ibrahimis Odyssee von Gjakova im Kosovo über Bad Kissingen, Priština, Ungarn und Prizren schließlich in München. Matthias Weinzierl schildert die unglaubliche Geschichte aus der Perspektive eines verdatterten Flüchtlingsrates.

„Hallo Herr Weinzierl, wir wollen gerade losfahren, um Egzon von der Hackerbrücke abzuholen. Er hat für Ausbildungszwecke ein C-Visum von der Deutschen Botschaft in Priština erhalten. Die Behörden hier werden die weitere Bearbeitung übernehmen. Egzon kann ab morgen bei der Firma Bauer anfangen und wird zunächst bei uns in Gernering wohnen, bis er sich zutraut, allein zurecht zu kommen. Die Freude ist groß und ich bin gespannt, wie es weitergeht.

Liebe Grüße Katharina Marefati“

Diese kurze Mail erreicht den Bayerischen Flüchtlingsrat Anfang November 2012. Tatsächlich kommt Egzon noch am selben Tag in München an und beginnt kurz darauf eine Lehre zum Elektriker. Unfassbar großartig erscheint einem dieses Ereignis jedoch erst, wenn man sich die Odyssee von Egzon und seiner Familie noch einmal in Erinnerung ruft. Eine kleine Erfolgsgeschichte über einen gut vernetzten und organisierten Jugendlichen, ein beharrliches Ehepaar und etwas mutlose Hauptamtliche des Flüchtlingsrates.

Am Rande einer Müllkippe

Die Geschichte beginnt für mich, als ich im Jahr 2008 meinen damaligen Kollegen Stephan Dünnwald auf eine Recherchereise in den Kosovo begleite. An einem Tag steht auch Familie Ibrahim auf unserer Besuchsliste. Die fünfköpfige Familie war ein halbes Jahr zuvor von deutschen Behörden unter dramatischen Umständen in den Kosovo abgeschoben worden und fristete mittlerweile in einer baufälligen Hütte am Rande einer Müllkippe ihr Dasein. Hier treffe ich zum ersten Mal auf Egzon. Er ist ein etwas abwesend wirkender Jugendlicher, der die meiste Zeit schweigt, während seine beiden Geschwister, Suzanna (17) und Edison (15), sein Vater Ragip (40) und seine Mutter Ffloza (36) uns bei Tee und Keksen die katastrophalen Lebensverhältnisse schildern und uns zeigen, wie sie versuchen, die heruntergekommene Bleibe etwas wohnlicher zu machen.

Der Gestank von verbrennendem Plastik liegt schwer in der Luft. Kurz darauf mache ich mit Egzon und seinem jüngeren Bruder Edison einen kleinen Spaziergang durch die Romasiedlung. Auf der schlammigen Straße zwischen den Wohnbaracken spielen Kinder und Jugendliche und immer wieder dringen deutsche Wortfetzen zu uns herüber. Die Brüder erzählen mir von den Problemen mit den anderen Ghettabewohnerinnen und -bewohnern. Zurückkehrende aus Deutschland sind hier nicht willkommen. Dann stehen wir vor dem einzigen Neubau in der Siedlung, einem kleinen, fast fertigen Moscheegebäude, das ein muslimischer Gönner hier errichtet hat. Ein wirklich seltsamer Anblick, zwischen all den Baracken und der im Hintergrund bedrohlich vor sich hinquälenden Müllhalde. Wir betreten die Moschee. Eine Oase der Ruhe. Hier wirken Egzon und Edison aufgeweckt. Egzon hat nur manchmal etwas Probleme die Wörter herauszubringen. Dennoch merkt man beiden an, dass sie unter der aktuellen Lebenssituation massiv leiden. Nachvollziehbar. Noch vor wenigen Monaten gingen sie in die Schule, trafen sich nachmittags mit Freunden und hatten einen ganz „normalen“ Alltag in einer unterfränkischen Kleinstadt.

Eine Familie unter Schock

Mein Kollege und ich kehren zurück nach Deutschland. Für längere Zeit hören wir kein Lebenszeichen von den Ibrahimis. Später erfahren wir, dass sie einen zweiten Fluchtversuch nach Deutschland unternommen haben, gescheitert und in Ungarn hängen geblieben sind. Wir wollen ihnen helfen und sammeln Spenden, machen Infoabende. Auf diesen Infoabenden zeigen wir auch den Film „Row hard“, den Stephan Dünnwald und Julia Bayer unmittelbar nach der Abschiebung aus Deutschland über Familie Ibrahim im Kosovo gedreht hatten. Der kurze Film beeindruckt. Die ganze Familie steht offensichtlich unter Schock. Egzon spricht im Film kein Wort. Seine Schwester Suzanna liest Egzons Tagebucheinträge zum Hergang der Abschiebung vor. Ffloza weint. Wir berichten über die Hintergründe, unser Publikum ist

2001: Die fünfköpfige Familie flieht vor gewaltsamen Übergriffen albanischer Milizen aus Gjakova, einer Kleinstadt im südlichen Kosovo, nach Deutschland.

2001-2007: Die Familie wird in eine Flüchtlingsunterkunft im unterfränkischen Bad Kissingen einquartiert. Die Kinder Egzon, Suzana und Edison besuchen dort die Schule und finden rasch Anschluss. Den Eltern gelingt es zunehmend, ihre Familie selbstständig zu versorgen. Ihre Chancen, in Genuss der neu geschaffenen Bleiberechtsregelung zu kommen, stehen äußerst gut.

2007: Als die Eltern für die Erteilung einer Arbeitserlaubnis der Ausländerbehörde ihre Papiere aushändigen, wird die Familie unangekündigt in einer Nacht und Nebel-Aktion in den Kosovo abgeschoben. Wie für viele andere abgeschobenen

Roma bedeutet das für die Familie ein Leben auf der Müllkippe. Die Familie wohnt in einer baufälligen Baracke am Fuße einer Müllkippe in einem Roma-Ghetto und bestreiten ihre Einkünfte mit dem Sammeln von Müll. Bei mehreren Besuchen stellt sich heraus: die gesamte Familie ist schwer traumatisiert.

2008: Die Familie unternimmt einen zweiten Fluchtversuch nach Deutschland. Bereits an der serbisch-ungarischen Grenze geraten sie in eine Kontrolle, werden verhaftet und einem ungarischen Flüchtlingslager zugeteilt.

2008-2010: In Ungarn lebt die Familie in Sicherheit vor den albanischen Milizen. Ihr neu gestellter Antrag auf Asyl wird jedoch mit dem Hinweis auf den bereits abgelehnten Asylantrag in Deutschland abgelehnt.

2010: Um einer erneuten Abschiebung zu entgehen, geht die Familie „freiwillig“ zurück in den Kosovo. Sie zieht in die Stadt Prizren im Süden

empört – und spendet großzügig. Einige Tage später meldet sich beim Bayerischen Flüchtlingsrat eine Frau Marefati. Sie möchte gerne helfen und sich für eine Ausbildung der drei Kinder einsetzen. Einige Mails gehen hin und her, aber da uns konkrete Ideen fehlen, was zu tun wäre, versendet der Kontakt.

Inzwischen sind die Ibrahimis zurück im Kosovo und wohnen jetzt in Prizren, einer Stadt nahe der albanischen Grenze. Unsere Spendenkampagne war so erfolgreich, dass wir der Familie einen ordentlichen Mietzuschuss auszahlen können. Ragip, der Familienvater, hält die Familie mit Gelegenheitsjobs über Wasser. Die Kinder bleiben jedoch vom Unterricht ausgeschlossen, denn die albanischen Schulen bestehen auf die Vorlage der deutschen Zeugnisse. Die fehlen natürlich, denn die Familie wurde ja Hals über Kopf abgeschoben und die Kinder förmlich aus der Schule herausgerissen. Wir mussten dann mühsam die Zeugnisse der drei Kinder anfordern und die beglaubigten Kopien in den Kosovo schicken. Erst nach vielen Monaten war der Schulbesuch möglich. Danach verlieren wir die Ibrahimis wieder etwas aus den Augen.

Die Audioversion des Dramas

2010 stößt der Dramaturg Björn Bicker auf die Geschichte und macht daraus das Theaterstück „Egzon“, dessen Hörspielfassung sogar im Bayerischen Rundfunk ausgestrahlt wird. Als wir das Hörspiel unserem Heft beilegen wollen, besorge ich mir Egzons Mailadresse und nehme wieder Kontakt zu ihm auf. Ich berichte ihm von dem Projekt. Er antwortet prompt und kann sich zu meiner Verwunderung an mich erinnern und immer noch sehr gut in deutsch ausdrücken. Ich schäme mich ein wenig, dass ich mich nicht schon früher gemeldet habe. Er ist überrascht. Ich schicke ihm einen Link, damit er und seine Familie das Hörspiel hören können. Danach bin ich ziemlich angespannt. Wie reagiert einer, dessen dramatische Geschichte zu einem Hörspiel verarbeitet wurde? Verletzt? Verzweifelt? Zornig? Ich erhalte keine Antwort. Ich schicke eine Nachfrage per Mail hinterher. Dann, endlich die Entwarnung: „hallo matthias , jahh wir haben das hoerspiel hoeren koennen..... meine eltern sind am ende sie wurden sehr traurig als sie das gehoert haben !!!!..? (...)“ Nach einigen Mails schläft unser Kontakt aber wieder ein. Das könnte es eigentlich gewesen sein, befürchte ich...

Ich schäme mich ein wenig, dass ich mich nicht schon früher gemeldet habe

Doch dann erreichen den Flüchtlingsrat wieder Mails von Frau Marefati. In einer erzählt sie, sie habe erfahren, dass inzwischen Reisebusse direkt in den Kosovo fahren. Sie möchte die Ibrahimis dort besuchen. Ein andermal möchte sie Fahrräder für die Kinder besorgen und per Bus in den Kosovo schicken. Schließlich berichtet sie davon, sie habe eine Lehrstelle für Egzon aufgetrieben. Wir waren von Frau Marefatis Ausdauer beeindruckt, nur glaubten wir – nach so vielen frustrierenden Geschichten – nicht so recht daran, dass ihre Pläne auch nur im Ansatz klappen könnten. Sie klangen ein bisschen naiv und weltfremd. Noch nie hatten wir davon gehört, dass Abgeschobene wieder einreisen durften, um in Deutschland eine Lehre zu beginnen. Wir stellten den direkten Kontakt zwischen Egzon und Frau Marefati her und hörten lange nichts mehr. Dann kam ihre Mail: Egzon kommt nach München.

Schaltpläne und Lehrbücher

Im Februar 2013 sehen Egzon und ich uns dann zum ersten Mal in München. Am vereinbarten Treffpunkt am Marienplatz treffe ich auf einen jungen Mann, der sich in seinem Kleidungsstil in keiner Weise von Jugendlichen in unserer Gegend unterscheidet. Wir suchen ein Lokal zum Ratschen und nehmen schließlich Platz im Café eines nah gelegenen Bücherkaufhauses. Ich albere mit ihm herum. Egzon erzählt von seiner Lehre bei der Münchner Niederlassung eines großen Elektrounternehmens, von den anstrengenden Baustellen, der Berufsschule und seinen Mitschülerinnen und Mitschülern, die überwiegend nett zu ihm seien. Stolz zeigt er mir seine selbst gezeichneten Schaltpläne und Lehrbücher und stöhnt auf: „Ich muss ganz schön viel lesen!“ Mittlerweile hat er seine Probezeit erfolgreich bestanden. Er wohnt immer noch im Gästezimmer der Familie Marefati, sucht aber dringend ein bezahlbares Zimmer in München: „Die Marefatis sind wirklich sehr nett zu mir, aber irgendwann möchten die sicher auch ihre Ruhe haben.“ Ich erkundige mich nach der Familie und nach den Erlebnissen der letzten Jahre. Egzon beschreibt die Zeit in Ungarn als „ganz lässig“. Er hat dort Looking und Popping, Formen von HipHop-Streetdance, gelernt.

Ich bin baff – hier spricht nicht mehr der verstörte und vom Erlebten traumatisierte Egzon aus Film, Hörspiel und Theaterstück. Hier sitzt kein gebro-

chenes, isoliertes Opfer. Sondern ein Kuchen mampfender, aufgeräumter, patenter Egzon, der weiß, was er will und offensichtlich ordentlich etwas auf dem Kasten hat. Egzon hat über den gesamten Zeitraum nach seiner Abschiebung im Jahr 2007 den Kontakt zu seinen Freunden in Deutschland aufrecht erhalten. „Das ging wirklich gut, denn Internetcafés sind eigentlich überall und nicht so teuer“, erzählt er. Eine seiner ehemaligen Klassenkameradinnen ist mittlerweile seine Freundin. „So habe ich mir meine Deutschkenntnisse bewahrt.“ Natürlich fehlt ihm hier seine Familie. Er möchte möglichst bald gutes Geld verdienen, um sie im Kosovo unterstützen zu können. Wenn alles klappt, besucht er sie in den Sommerferien. Egzon weiß schon, was er seinen Geschwistern als Geschenk mitbringen wird.<

Matthias Weinzierl *ist freier Grafiker und arbeitet beim Bayerischen Flüchtlingsrat.*

des Kosovo. Dort finden sie eine kleine Wohnung, der Familienvater Ragip kann die Familie als Tagelöhner einigermaßen über Wasser halten. Nach anfänglichen Problemen besuchen die Kinder sporadisch die albanische Schule. Die Mutter Floza erkrankt an Brustkrebs.



ZUR SITUATION DER FLÜCHTLINGE IN ITALIEN

Vai Via! lautet der Titel des Berichts zur Situation der Flüchtlinge in Italien. Vai Via bedeutet soviel wie „Verschwinde!“, und viele Flüchtlinge benutzen den Begriff um zu beschreiben, welche Erfahrung sie in Italien gemacht haben. Auf der Suche nach Unterkunft, Arbeit, Essen, Bildung, immer wieder hörten sie ein „Vai Via“.

Der Bericht ist Ergebnis einer rund einjährigen Recherche in den italienischen Städten Mailand und Florenz. Er beschreibt eindrücklich die äußerst prekäre Lage der Flüchtlinge in Italien und erklärt, wieso viele Flüchtlinge, trotz nomineller Anerkennung durch den italienischen Staat, nicht in Italien bleiben können, sondern in der Hoffnung auf ein würdiges Leben in andere Staaten der EU weiterziehen. Dort droht ihnen jedoch die Rückschiebung nach Italien, eine Erfahrung, die viele Flüchtlinge schon vielfach gemacht haben.

Der Bericht stellt einen Beitrag zur derzeit laufenden Debatte um den gegenwärtigen Zustand des Asylsystems in der EU dar und fordert eine Neuorientierung ein: Das Wohlergehen der Flüchtlinge muss wieder in den Mittelpunkt des Asylrechts gerückt werden.

Der Bericht kann als PDF heruntergeladen werden. Eine gedruckte Version ist bestellbar gegen den Preis von 3,00 € unter:
office@bordermonitoring.eu





Revolution von unten
*Die Cynara Cardunculus gehört
zu den Tiefwurzlern*

Hauptsache köstlich!

Die Politisierung des Essverhaltens hat Konjunktur in der Linken. Nach vegetarisch, salzfrei, vegan oder gar freegan hat uns ein neues Phänomen erreicht – der Delanismus. Doch in klarer Abgrenzung zu den Verzichtsimperativen ihrer Vorgänger_innen und deren protestantischer Ethik des Mangels predigen Delaner_innen nur eines: guten Geschmack und radical deliciousness. Von Eugene McMitherforen

In einer schlecht beleuchteten Küche, fast ohne Tageslicht, habe ich Gabriel und Ruggiero getroffen, um mit ihnen über Delanismus zu sprechen. An der Wand hängt ein großes Plakat, eine zur Faust geballte Hand, die eine Artischocke gen Himmel streckt. Im Hintergrund die äußerst reduzierte Darstellung einer Sonne, deren rote und gelbe Strahlen einen Kranz um die Artischocke bilden: es ist das Symbol der delanen Bewegung.

„Der Ausdruck ‚delan‘ ist eine Analogbildung zu ‚vegan‘“, erklärt Ruggiero, Delaner der ersten Stunde. Das Präfix „del-“ verweise auf delicious, delikate oder „was auch immer mit der Buchstabenfolge d-e-l beginnt“. „Wir sind da ganz undogmatisch,“ ergänzt Gabriel – „Hauptsache köstlich!“

Oberstes Primat in der Bewegung der Delaner_innen ist nicht der teilweise oder komplette Verzicht auf tierische Produkte oder Ähnliches. Der Delanismus orientiert sich vielmehr an der Köstlichkeit zu konsumierender Gerichte. Die Kriterien hierfür sind nicht nur rein subjektiver Natur. Besonderes Augenmerk wird auf die handwerkliche Perfektion der Zubereitung, die Qualität der Zutaten sowie die geographische Zuordnung der Gerichte gelegt. Ihre Ansprüche beziehen die Delaner_innen keineswegs nur auf sich selbst, sondern formulieren sie auch als nach außen gerichtete politische Forderungen. „Wir sind der Meinung, dass es ein Recht auf gute und vor allem köstliche Ernährung gibt und das fordern wir auch ein. Nicht nur für uns, nein, für alle“, meint hierzu Gabriel. „Unsere Kritik zielt klar auf die gesellschaftliche Ebene ab. Es sind nicht zuletzt auch die Produktionsbedingungen im Kapitalismus, der Zwang zur Profitmaximierung innerhalb der Nahrungsmittelindustrie, der Quantität und Vermarktbarkeit über die Güte von Lebensmitteln stellt.“

Kämpfe auf dem Tellerrand

Der Protest der Delaner_innen richtet sich auch gegen „linke Sünden“ wie eingetrockneten Dhal, Chilli sin carne und verkochte Nudeln. Oder in den Worten von Ruggiero: „Wir hatten es damals einfach satt, dass die radikale Linke nicht kochen kann.“ Keinesfalls soll es aber um bohemienhafte Distinktion gehen. „Es muss nicht alles immer teurer Luxus sein. Manchmal können auch simple Spaghetti alla Puttanesca das Beste sein.“

Mit missionarischem Eifer machen sie sich daran Volkküchen zu reformieren. „Mit einigen einfachen Mitteln kann mensch viel erreichen.“ Man müsse beispielweise das Nudelwasser nur ausreichend salzen und „natürlich nicht die Pasta von Discounter nehmen“, das sei schon die halbe Miete in Sachen Nudeln.

Dass die Delaner_innen dabei in der linken Szene nicht nur auf Zustimmung stoßen, mag auch an ihrem besserwisserischen Auftreten und ihrem bisweilen sektiererischen Habitus liegen. „Spinner“ oder „kleinbürgerliche Studenten“ nennt sie manch eine_r hinter vorgehaltener Hand. „Mit dem ständigen Gerede übers Essen haben die unsere autonome Vollversammlung total gelähmt und gemeinsame politische Debatten unmöglich gemacht“, meint Sebastian (27), der in antifaschistischen Zusammenhängen organisiert ist.

Gabriel hat für derlei Kritik kein Verständnis: „Ich kann einfach nicht mit Leuten über Wertformanalyse oder den „kommenden Aufstand“ debattieren, wenn ich ihnen dabei zusehen muss, wie sie sich ihren Reis mit Scheiß hineinstopfen“, echauffiert er sich. Ruggiero ist mittlerweile aufgestanden, um den Körnungsgrad der Kaffeemühle neu zu justieren. „Man muss das zwei- bis dreimal die Woche überprüfen“, gibt er fachmännisch zu Protokoll. „Lass uns doch bitte über Inhalte reden“, unterbricht ihn

Gabriel. „Das sind Inhalte“, murmelt Ruggiero missmutig vor sich hin, nimmt dann aber wieder am Küchentisch Platz.

Doch nicht nur innerhalb der radikalen Linken wollen die Delaner_innen kritisch intervenieren. „Wir müssen auch über den Tellerrand der eigenen Szene hinaus blicken, sonst verliert man sich schnell im linken Einheitsbrei“, meint Ruggiero und doziert: „Eine Bewegung, die sich nur mit sich selbst beschäftigt, schlägt notwendig fehl. Objekt unserer Kritik sind die Totalität bürgerlich-kapitalistischer Vergesellschaftung, ihre ideologischen Zurichtungen und ihr schlechter Geschmack. Delikatessen für alle kann es nur in einer anderen Gesellschaftsform geben. Dafür kämpfen wir.“ Eine Kampagne gab es bereits gegen die slow food-Bewegung, von denen Gabriel und Ruggiero nur als „bourgeoise Reaktionäre“ sprechen. „Denen geht es gar nicht um besseres Essen für alle, sondern nur um Aufrechterhaltung ihres eigenen Status Quo“ heißt es und weiter: „Wir fahren eine zweigleisige Strategie. Einerseits wollen wir über Ideologie, Strukturen und Netzwerke von Slow Food aufklären, die bis in linke Parteien und Verbände reichen, andererseits geht es um konkrete Aktionen vor Ort. Das können Go-Ins oder auch Demonstrationen sein.“ Auf die zeitweilig heftigen Anfeindungen und Konflikte mit Veganer_innen angesprochen, rollt Gabriel mit den Augen. „Ich kann den ganzen Quark nicht mehr hören, ich habe nichts gegen Veganer, einige meiner Lieblingsgerichte sind vegan!“

Versöhnung beim Dessert?

Eugene
McMitherforen
*ist Diplom-
Kybernetiker, pendelt
zwischen Irkutsk,
Neustadt an der
Weinstraße und
München. Wenn er
sich nicht gerade der
monumentalen
Dekorationsmalerei
von Michail
Michailowitsch
widmet, sieht er
gerne fern. Nach
dem Gespräch
machte er sich erst
mal eine Dose
Ravioli warm.*

Als es ans Dessert geht, schlagen die Aktivisten versöhnliche Töne an: „Wir haben sicher auch den einen oder den anderen Fehler gemacht. Delanismus war ja für viele vollkommen neu, die hatten sich noch nie mit solchen Fragen auseinandergesetzt. Wir hätten mehr über die Form nachdenken sollen, in der wir unsere Forderungen stellen“, meint Gabriel und führt weiter aus: „Manche Polemik hätten wir uns wohl sparen können. Wir haben da einige vor den Kopf gestoßen. Aber das ist nichts, was sich bei einer Flasche 2001er Château d'Yquem nicht klären ließe“. Momentan arbeiten die Delan-Aktivist_innen an einem Grundsatzpapier, das die zentralen Forderungen ihrer Bewegung kurz und bündig darstellen soll und im Herbst diesen Jahres erscheinen wird. Für den Winter planen sie einen überregionalen Vernetzungskongress. „Gerade die internationalistische Arbeit und Vernetzung ist uns wichtig. Doch das gestaltet sich schwierig, wir haben noch keine geeigneten Räumlichkeiten gefunden und bei der Finanzierung

gibt es auch noch Probleme. Wir werden wohl noch einige Förderanträge stellen müssen, bis wir das Geld zusammen haben. Wir sind aber optimistisch, dass das alles klappt“, verrät Gabriel. „Eventuell werden wir auch eine Kochkolumne in einer bekannten linken Zeitschrift mitbetreuen. Aber ob das was wird, steht noch in den Sternen.“

Die delane Bewegung hat eines geschafft: Sie hat das Thema Köstlichkeit in linken Debatten platziert. Ob dieser Erfolg allerdings von Dauer sein wird, scheint unwahrscheinlich. Es ist zu befürchten, dass sie als ein linker Trend unter vielen wieder in der Versenkung verschwinden wird und damit die wichtigen, von ihr angestoßenen Debatten schnell in Vergessenheit geraten werden. Um dies zu verhindern, ist nicht nur Durchhaltevermögen von Nöten, auch das mangelnde historische Bewusstsein der radikalen Linken müsste Gegenstand der Kritik werden. Warten wir ab, was passiert.<

„Nicht auf Radical Chic reduzieren“

Über den politischen Gehalt schwarzer Stylings in den USA

Inwiefern sind Mode und Styling politisch? Philipp Dorestal versucht diese Frage in seinem Buch „Style Politics“ anhand der US-amerikanischen Bürgerrechtsbewegung, der Black Panther Party und der Nation of Islam zu beantworten. Till Schmidt sprach mit dem Autor über die antirassistische Message von Zoot Suits, über afroamerikanisches Haarstyling und die gegenwärtige Bedeutung von Style in den USA.

Herr Dorestal, „Style Politics“ ist ein zentraler Begriff in Ihrer Studie. Was ist darunter zu verstehen?

Damit möchte ich einen erweiterten Begriff von Politik vorschlagen, der nicht nur Staatshandlungen in den Blick nimmt, sondern auch alltägliche Interaktionen von Menschen. Im Allgemeinen wird Mode als ein eher vergängliches, oberflächliches Phänomen betrachtet, das keinen größeren gesellschaftspolitischen Wert habe. Demgegenüber zeige ich, dass gesellschaftliche Strukturkategorien wie Race, Gender und Raum über Style artikuliert werden und man sich mit einem bestimmten Styling immer dazu in ein Verhältnis setzt.

Style umfasst für mich Kleidung, Haare und Auftreten. Viele Modetheorien vernachlässigen den Körper, viele Körpertheorien thematisieren hingegen Mode kaum. Ich versuche, die beiden Komplexe zusammen zu denken und zu zeigen, dass bestimmte Kleidung nicht einfach nur für sich steht und eine Bedeutung hat, sondern diese Bedeutung erst über Körperpraktiken generiert werden muss. Damit meine ich etwa die Art, wie man sich bewegt oder wie man im Kollektiv auftritt. Ein Style muss immer wieder aufgeführt und performt, also als Handlung

vollzogen werden. Insofern sagen Debatten um Style sehr viel mehr über gesellschaftliche Macht- und Kräfteverhältnisse aus, als bisher angenommen.

Warum beginnt die Untersuchung im Jahr 1943?


Mit den sogenannten Zoot Suit Riots markiert dieses Jahr ein einschneidendes Ereignis in der Geschichte der African und Mexican Americans. Die Ausschreitungen, die sich vor allem in Los Angeles ereigneten, richteten sich gegen die TrägerInnen von Zoot Suits – eine bestimmte Art weit geschnittener Anzüge, die im Kontext von Jazz sehr verbreitet waren und auch als „racial signifier“ fungierten. Die Zoot Suiter, die hauptsächlich Mexican und African Americans waren, und zu denen sowohl Frauen als auch Männer gehörten, waren durch ihr auffälliges Styling sehr präsent im öffentlichen Bild. Das führte dazu, dass weiße Matrosen im Juni 1943 in die Innenstadt von Los Angeles zogen und dort systematisch Zoot Suiter zusammenschlugen, ihnen die Kleidung vom Leib zertraten und diese teilweise zerrissen oder verbrannten.

Für die Brisanz der Zoot Suits gibt es mehrere Gründe. Einer sind die



staatlichen Rationierungsmaßnahmen, die im Zuge der Kriegsanstrengungen der USA ein Verbot bestimmter aufwändig produzierter Kleidungsstücke vorsahen. Die Zoot Suits verstießen mit ihrem Styling gegen genau dieses Verbot, und so wurden ihre Trägerinnen und Träger als „unpatriotisch“ gebrandmarkt, da sie sich weder an das Gesetz, noch visuell an zeitgenössische Vorstellungen von „gebühlichem“ Verhalten für US-amerikanische StaatsbürgerInnen hielten. Der damalige Polizeikommissar von Los Angeles behauptete sogar, das Tragen von Zoot Suits würde als politisches Statement gegen die USA „Hitler helfen“.

Ein weiterer Grund für die politische Brisanz um den Zoot Suit war die Jazzkultur, mit der das Kleidungsstück assoziiert

A black and white photograph of a middle-aged man with a friendly smile. He is wearing a light-colored suit jacket, a white collared shirt, and a dark tie with a light-colored floral or abstract pattern. He is also wearing thick, dark-rimmed glasses. The background consists of a wall with large, rectangular panels, possibly in a modern office or institutional building. The lighting is soft, highlighting his features.

Nerd-Brille meets Afro
Wer ist hier die Style-Ikone?





*In Sack & Anzug:
Nicht erwünscht beim NOI-Treffen 1961:
Miniröcke und körperbetonte Kleidung*



*Posieren mit Knarre:
Mitglieder der BPP demonstrieren vor
dem Capitol gegen ein Verbot, öffentlich
geladene Schusswaffen zu tragen, 1969*

wurde. In den Jazzclubs trafen sich hauptsächlich African und Mexican Americans, aber auch Weiße, so dass es durchaus zu sogenanntem „interracial dancing“ kam. Insofern verstieß die Zoot Suit-Culture ein Stück weit gegen die rassistische Segregation in den USA, die Schwarz und Weiß in alltäglichen Situationen zu trennen versuchte und intime Kontakte untersagte, und die gesetzlich bis in die 1960er und de facto noch viel länger herrschte.

...und warum endet die Studie mit dem Jahr 1975?

Zum einen setzte in dieser Zeit der Niedergang der in den 1960ern entstandenen Black Power-Bewegung ein. Zum anderen genoss damals das Blaxploitation-Kino seine größte Beliebtheit. Dieses Filmgenre zitiert und adaptiert spezifische Style-Elemente der Black Power-Bewegung, etwa die Afro-Frisur oder Dashikis. Letzteres sind farbenfrohe, breite Hemden, die als einer der zentralen Signifikanten für den afrikanischen Kontinent und Schwarzsein gelesen wurden.

In der Geschichte der African Americans spielte das Styling des Haares von Anbeginn eine wichtige Rolle. Warum?

Wie die Hautfarbe sind auch Haare ein „racial signifier“. Allerdings können nur Haare leicht verändert werden. Schwarze haben sich häufig implizit oder explizit auf den hegemonialen weißen Schönheitsstandard bezogen, der mit der Etablierung eines rassistischen Kategoriensystems einherging. Die Debatten um schwarzes Haarstyling zeigen dies deutlich. So galt beispielsweise krauses Haar selbst innerhalb der African American Community als „bad hair“. Geglättetes Haar, das

dem weißen Schönheitsstandard näher kam, wurde hingegen als „good hair“ angesehen. Allerdings waren auch hier die Positionen nicht einheitlich. Innerhalb der Bürgerrechtsbewegung, der Black Panther Party und der Nation of Islam gab es Verschiebungen und auch unterschiedliche Gewichtungen.

Inwiefern?

Die Bürgerrechtsbewegung verknüpfte ihr Streben nach Integration in die weiße Mehrheitsgesellschaft mit einem Styling, das stark auf Respektabilität abhob. Männer trugen häufig schwarze Anzüge, Frauen weiße Blusen und Röcke. In Bezug auf das Haarstyling waren die Positionen nicht so eindeutig, wie es im Nachhinein oftmals dargestellt wurde. Dies verdeutlichen etwa die Berichte von Unita Blackwell, einer schwarzen Aktivistin aus den Südstaaten. Sie kam in den 1960ern in Kontakt mit den sogenannten Freedom Riders, Studierenden aus dem Norden der USA, welche die vielerorts im Süden weiterhin bestehende Segregation in Bussen und Wartehallen öffentlichkeitswirksam aufzeigen und sich dieser widersetzen wollten. Für Unita Blackwell war die Afro-Frisur, die einige der AktivistInnen aus dem Norden trugen, damals kein Zeichen für den selbstbewussten Umgang mit der eigenen Geschichte und Kultur, sondern ein Symbol für „Unzivilisiertheit“ und „Primitivität“.

Auch in der afroamerikanischen Zeitschrift „Ebony“ gab es Mitte und Ende der 1960er Jahre hitzige Debatten über adäquates schwarzes Haarstyling. Malcolm X, zeitweise einer der Wortführer der afroamerikanischen Organisation Nation of Islam (NOI), interpretiert

Blaxploitation-Filme

Blaxploitation ist ein US-amerikanisches Filmgenre, das seine Hochphase von 1969 bis 1974 hatte. Einen Großteil des Genres machen Actionfilme wie „Shaft“ (1971) aus, in denen ein schwarzer Detektiv oder Agent als Held fungiert. Es gibt jedoch auch Horrorfilme wie „Blacula“ (1972) oder Actionmovies mit weiblichen Protagonistinnen wie „Cleopatra Jones“ (1973), „Foxy Brown“ (1974) oder „Coffy“ (1973). Zentrales Element der Blaxploitation-Filme ist, dass African Americans in tragenden Rollen positiv porträtiert werden, was die afroamerikanische Filmpräsenz transformierte. Bis heute greifen zahlreiche Filmeschaffende Versatzstücke des Genres auf.

Der Begriff Blaxploitation setzt sich aus den Worten Black und Exploitation (Ausbeutung) zusammen und war ursprünglich keineswegs positiv konnotiert. Er entstammt dem Umfeld moderater Bürgerrechtsbewegungen wie der National Association for the Advancement of Colored People (NAACP) und liberaler Zeitschriften wie „Ebony“, das scharfe Kritik an den Filmen übte. Moniert wurden neben der Ausbeutung und schlechten Bezahlung der schwarzen Schauspielerinnen und Schauspieler insbesondere die Inhalte der Filme. Durch die exzessive Gewaltdarstellung und die explizit sexuellen Handlungen werde ein stereotypes Bild von schwarzen Menschen gezeichnet.

in seiner Autobiographie sein in jungen Jahren geglättetes Haar (den sogenannten Conk oder Process) als Zeichen seines früheren Verlangens, weiß sein zu wollen, und damit als Zeichen für die Selbstentfremdung des schwarzen Subjekts. Für Eldridge Cleaver

Nation of Islam

Die 1930 gegründete Nation of Islam (NOI) entwickelte sich in den 1950er und 1960er Jahren zu einer der einflussreichsten, aber auch umstrittensten religiös-politischen Gruppen von African Americans. Sie wurde zu einem aggressiven Gegenspieler der schwarzen Bürgerrechtsbewegung um Martin Luther King Jr. NOI-Oberhaupt Elijah Muhammad und sein zeitweiliger enger Vertrauter Malcolm X denunzierten die Bürgerrechtsbewegung als Vertreterin der bereits assimilierten schwarzen Mittelschicht und forderten einen radikalen Separatismus von Schwarz und Weiß.

Die Lehren der NOI enthielt zwar einige Bezugnahmen auf den Koran, war aber keine orthodoxe islamische Strömung. Nach Muhammads Tod 1975 näherte sich die NOI kurzzeitig dem sunnitischen Islam an. Weiße wurden in dieser Phase als Mitglieder erstmals zugelassen. Die NOI soll heute unter dem Vorsitzenden Louis Farrakhan zwei bis drei Millionen Anhängerinnen und Anhänger haben. Einige Rap-Stars wie Public Enemy und Ice-Cube stehen ihr nahe.

hingegen, einem Mitbegründer der Black Panther Party und zeitweise Mitglied in der NOI, bedeutete das Tragen des Conk zunächst, sich über seinen soziokulturellen, bäuerlichen Hintergrund hinwegzusetzen und sich symbolisch Urbanität und Bildung anzueignen.

Welchen Stellenwert hatte bei diesen Debatten die Referenz auf Afrika als Land der Vorfahren, dem „Motherland“ von African Americans?

Diese Bezugnahme spielte eine große Rolle und stand im Kontext einer positiven Umkehrung der

rassistischen Abwertung Afrikas. Allerdings existierten auch auf dem afrikanischen Kontinent Positionen, die den Afro nicht als afrikanisch, sondern zum Symbol für mangelnde Urbanität und Rückschrittlichkeit erklärten und stattdessen Haare glätten als Zeichen der Modernität interpretierten.

Der Betreiber des ersten Dashiki-Shops der San Francisco Bay Area, Henry Delton Williams, beschreibt rückblickend übrigens, dass er damals gar nicht gewusst habe, wie afrikanische Stoffe tatsächlich aussehen. Er nahm Ende der 1960er einfach irgendeinen gemusterten Stoff und hatte reißenden Absatz mit seinen Dashikis.

Diese Beispiele zeigen, dass es also keine beständige oder starre Bedeutung eines Styles gibt. Stattdessen werden immer Auseinandersetzungen um hegemoniale Lesarten eines bestimmten Styles geführt.

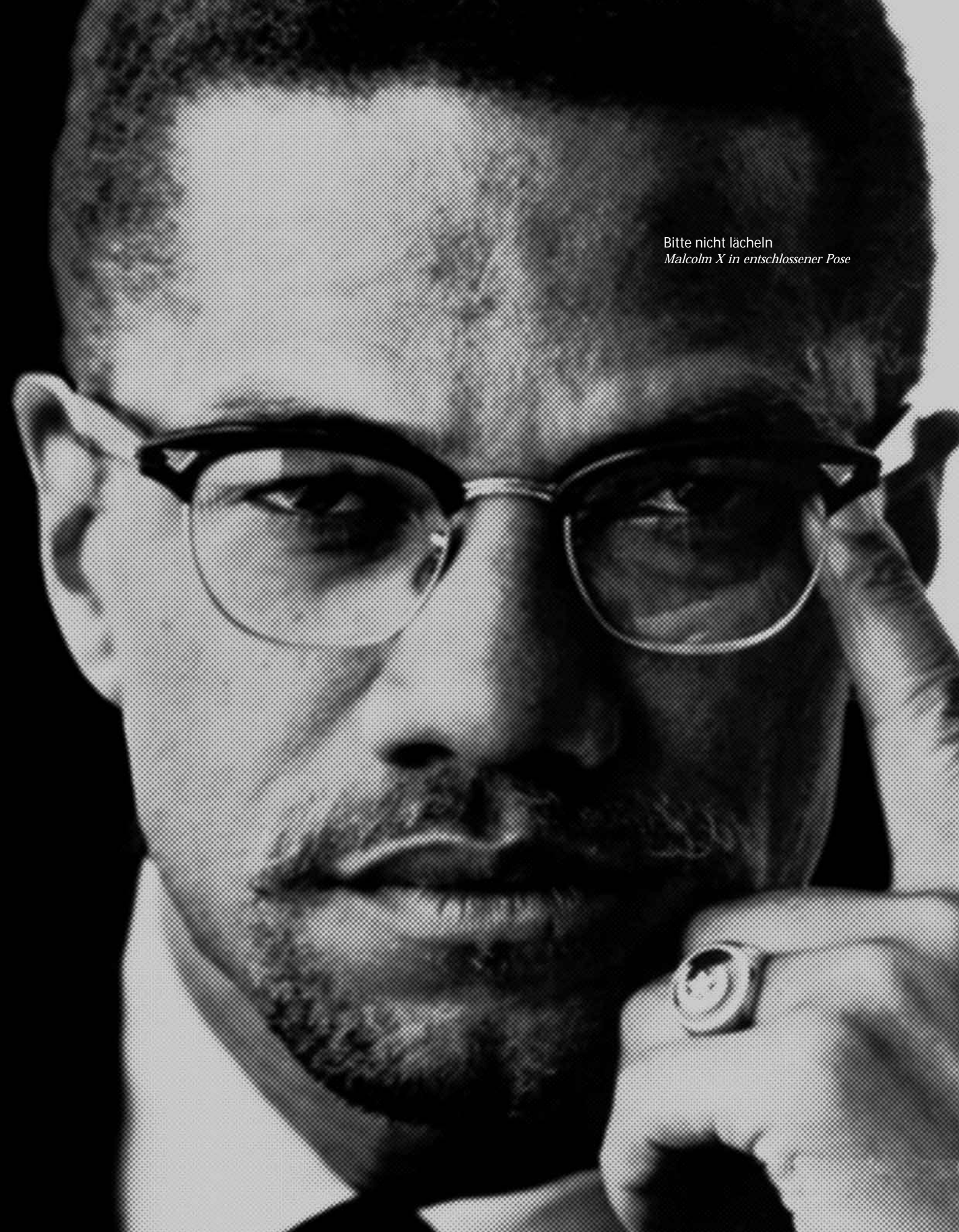
Der Afro wurde im Zuge der Black Power-Bewegung vielfach als Zeichen für schwarzes Selbstbewusstsein, Stolz auf die eigene schwarze Kultur und Geschichte und als Zurückweisung rassistischer Vorstellungen von weißer Schönheit getragen.

Aber dies war nur eine von mehreren Lesarten. Wie die Debatten um Haarglätten innerhalb der afroamerikanischen Community zeigen, muss dieses nicht notwendigerweise als Symbol einer Adaption weißer Schönheitsstandards und schwarzer Selbstentfremdung interpretiert werden. Die Motive für das Tragen eines Conks (also chemisch geglätteten Haares) und dessen Bedeutungen sind vielschichtig.

Welche anderen Elemente waren für die Style Politics der untersuchten Gruppen von Bedeutung?

Die Nation of Islam positionierte sich mit ihrer anti-weißen Rhetorik ja sehr stark gegen eine Integration von African Americans in die Mehrheitsgesellschaft. Ihre Style Politics waren hingegen ambivalent und stark auf Respektabilität ausgerichtet. Die Männer trugen blaue Anzüge mit Fliege, Frauen weiße Gewänder, die als Symbol für Reinheit gedeutet wurden. Interessanterweise brandmarkte die NOI die Insignien der Black Power-Bewegung – Afro und Dashikis – zusammen mit einem freizügigeren Kleidungsstil schwarzer Frauen, die Mini-Rock und körperbetonte Kleidung als Zeichen von Autonomie und Selbstbewusstsein trugen, als Anpassung an den weißen und deshalb „dekadenten“ und „unzivilisierten“ Lebensstil. Dabei kolportierte die NOI auch Stereotype über den afrikanischen Kontinent.

Die NOI war zwar eine afroamerikanische Organisation, doch qualifizierte sie die postulierte „African Blackness“ ab. Sie verortete den Ursprung schwarzer Menschen nicht in Afrika, sondern im arabischen Raum und wertete eine „Asian Blackness“ auf. Der NOI-Führer Elijah Muhammad sprach 1969 etwa von „jungle styles“, die zu adaptieren es zu vermeiden gelte. Auch betonte er, dass das Tragen längerer Haare auf vergangene, „primitive“ Zeiten zurückgehe, als es noch keine Barbieri gegeben habe und Weiße in Höhlen gelebt hätten. Die NOI veranstaltete gezielte Styling-Schulungen für ihre Mitglieder. Dort wurde trainiert, wie man zu gehen, zu blicken und generell sich zu geben hatte.



Bitte nicht lächeln
Malcolm X in entschlossener Pose



Fünzig Kilo Gold um den Hals
 Die Hip Hop-Formation Public Enemy,
 in der Mitte der Rapper Flavor Flav

Die Black Panther Party (BPP) markierte einen Bruch mit dieser Respektabilität, die auch für Teile der Bürgerrechtsbewegung charakteristisch war. Durch ihre schwarzen Lederjacks, Sonnenbrillen und schwarzen Baskenmützen versuchte die BPP ein Bild von Militanz zu vermitteln. Dies gelang auch teilweise. Allerdings war diese Militanz sehr stark männlich konnotiert, was verschleierte, dass schwarze Frauen die Mehrheit innerhalb der Panther stellten. Schwarze Feministinnen wie Angela Davis oder Michelle Wallace kritisierten diese Inszenierungspolitiken wie auch den teilweise vorhandenen Sexismus unter den Mitgliedern deshalb stark.

Der ehemalige Informationsminister der Black Panther, Eldridge Cleaver, trat Mitte der 1970er Jahre mit sogenannten „Man Pants“ auf den Plan. Was hatte es mit dieser skurril anmutenden Modeschöpfung auf sich?

Eldridge Cleaver war eine der schillerndsten und umstrittensten Figuren innerhalb der militanten schwarzen Bewegung. Die „Man Pants“ symbolisierten auf visueller Ebene seine Antwort auf ein Krisenszenario, das ab den 1950ern und 1960ern einige US-amerikanische Sozialwissenschaftler heraufbeschworen: die angebliche „Krise der Männlichkeit“. Denn Männer hatten nun nicht mehr die Funktion des alleinigen Familienversorgers, sie arbeiteten auch in „white collar“-Jobs, während die Berufstätigkeit von Frauen zunahm und letztere vermehrt Hosen trugen, wodurch Cleaver zufolge insgesamt Männlichkeit an sich in Frage gestellt werde. Es ist eine sehr rückschrittliche und problematische Position, die Cleaver hier vertritt. 1975 kreierte er dann die „Man Pants“, die die Geschlechtssteile des Mannes sehr stark akzentuieren, und damit dessen geschlechtliche Eindeutigkeit wiederherstellen sollen.

Diese Modeschöpfung reiht sich ein in die persönliche Entwicklung Cleavers, der schon immer sehr stark auf die angebliche Entmännlichung des Mannes abgehoben hatte. Das fing 1967 an mit der Essaysammlung „Soul on Ice“. Dort ging es ihm noch stark um schwarze Männlichkeit. Zum Zeitpunkt der „Man Pants“ hatte sich Cleaver jedoch bereits von der BPP distanziert und sich vollkommen von afroamerikanischer Identitätspolitik verabschiedet. Cleaver warf seine früheren Ziele über Bord und forderte nun die Solidarität aller Männer ein, auch die weißer Männer. Gleichzeitig näherte er sich persönlich konservativen Politikern an, was dann schließlich so weit ging, dass er Ende der 1980er Jahre US-Präsident Ronald Reagan unterstützte, dessen reaktionäre Positionen er in den 1960ern noch vehement bekämpft hatte.

Welchen Stellenwert haben afroamerikanische Style Politics heute?

Sie haben nach wie vor Relevanz, da sich daran gesellschaftliche Auseinandersetzungen ablesen lassen. Im US-amerikanischen Vorwahlkampf 2012 und auch danach konnte man sehen, wie über Styling bestimmte Vorstellungen von Respektabilität inszeniert worden sind. So hat Barack Obama im Vorwahlkampf durch sein Auftreten und Gebaren versucht, die Figur des „angry black man“, ein in der rassistischen Vorstellung stark verwurzelttes Bild, zu entkräften. Auch Michelle Obama hat in ihrem Styling die Respektabilität sehr stark hervorgehoben.

Ein anderer Bereich, in dem Style Politics einen großen Stellenwert haben, ist Hip Hop. Vor allem im Gangsta-Rap findet eine starke Bezugnahme auf den Style der Blaxploitation-Filme statt. Dort wird sehr stark die Figur des Pimps, des schwarzen Zuhälters mit Goldkette und buntem Hut, aufgegriffen, der sich selbst bereichert und nicht mehr an der progressiven Veränderung von Gesellschaftsstrukturen interessiert ist. Diese Erscheinungsform symbolisiert in vielen Fällen nicht mehr ein kollektives Emanzipationsversprechen, sondern einen individuellen Hedonismus, der deutlich mit einer extremen Inszenierung von Männlichkeit verknüpft wird, die auch über eine Abwertung von Frauen funktioniert. Denn diese Frauen fungieren in den Filmen oft nur als sexuelle Objekte.

Allerdings gibt es auch zeitgenössische Rapper, die sich in ihrem Styling auf die Black Panther Party oder die Nation of Islam beziehen. Paris und KRS One sind hierfür ein Beispiel. Bei diesen beiden Musikern geht die Referenz auf Inszenierungspraktiken der Black

Power-Bewegung mit einer Identifizierung mit ihren politischen Botschaften und dem Eintreten für emanzipatorische Gesellschaftsvorstellungen einher. Andererseits ist auch zu beobachten, dass in einigen Fällen Insignien des Black Power-Stylings wie etwa der Afro adaptiert werden, ohne dass ein Wissen um die Symbolkraft und die schwarzen Bewegungen und Kämpfe, für die diese Styles stehen, vorhanden wäre. Angela Davis beschreibt beispielsweise in einem Text, dass sie in den 1990er Jahren von einer jüngeren Generation vielfach nur noch auf ihren Afro, den sie in den 1960er Jahren als Aktivistin getragen hatte, reduziert wurde und sie dahinter als politische Persönlichkeit verschwindet. Sie wird so zu einer Stilikone, ohne dass ihre radikalen gesellschaftspolitischen Positionen gleichzeitig mitrezipiert würden.

Gibt es eigentlich eine Kommodifizierung von Style, wird er zur Ware gemacht? Und werden die Styles dadurch entpolitisiert?

Mit der Ausbreitung eines populären Styles gibt es immer auch Versuche, ihn zu kommodifizieren. Ausgehend von der Black Power-Bewegung und der zunehmenden Popularität des Afro-Hairstyles innerhalb der afroamerikanischen Community wurde in den 1970er Jahre auch von Firmen wie Nadinola, die Haarpflegeprodukte vertrieben, die angebliche Notwendigkeit propagiert, spezielle Haarpflegeprodukte für den Afro zu benutzen. Die Werbekampagnen, in denen Models mit Afros posierten, überdeckten dessen radikalen Entstehungskontext und sein emanzipatorisches symbolisches Potential. Sie stellten ihn stattdessen nur noch als modischen Chic dar. Es bleibt deshalb Aufgabe von sozialen Bewegun-

Black Panther Party

Die militante Black Panther Party (BPP) wurde 1966 von Huey P. Newton und Bobby Seale gegründet. Um den zentralen Stellenwert zu betonen, den Selbstverteidigung in ihrem Selbstverständnis einnahm, nannte sich die Organisation zunächst Black Panther Party for Self Defense. Ein wesentlicher Aspekt der BPP in ihrer Anfangsphase war die Kontrolle und Begleitung von Polizeistreifen, die unter der schwarzen Bevölkerung von Oakland und Los Angeles für ihre Brutalität gegenüber Schwarzen berüchtigt waren. Durch die bewaffnete Begleitung von Polizeifahrzeugen erhofften sich die Gründer der BPP Schutz für die schwarze Bevölkerung.

Daneben engagierte sich die BPP in linken Koalitionen, protestierte gegen den Vietnamkrieg und organisierten Essensverteilungen für mehrere Tausende schwarze Kinder aus armen Verhältnissen. Als Teil der Black Power-Bewegung wurde die BPP national wie international bekannt und avancierte zu einer Ikone der linken Gegenkultur in den 1960er Jahren. 1982 löste sie sich auf.

gen, die Forderungen nach der Realisierung alternativer fortschrittlicher Gesellschafts- oder Geschlechterordnungen gleichzeitig mit Styles präsent zu halten, damit diese nicht auf einen „radical chic“ reduziert werden können.<

Der Beitrag ist eine Koproduktion zwischen dem Hinterland Magazin und dem Informationszentrum Dritte Welt (iz3w).

Philipp Dorestal arbeitet zur Geschichte der African Americans, zu postkolonialer Theorie und zur politischen Philosophie des 20. Jahrhunderts. 2012 veröffentlichte er die Studie „Style Politics. Mode, Geschlecht und Schwarzsein in den USA, 1943-1975“ (Transcript Verlag).

Generation Facebook

Eine Rezension von Desirée Rossa



Oliver Leistert, Theo Röhle (Hg.):
Generation Facebook – Über das Leben im Social Net (2011). Transcript

Jenseits plakativer Simplifizierungen widmet sich der nicht mehr ganz druckfrische, aber nach wie vor äußerst lesenswerte Sammelband „Generation Facebook – Über das Leben im Social Net“ dem vorläufig wohl weiterhin bedeutendsten Netzwerk im Internet. Die Herausgeber, Oliver Leistert und Theo Röhle, versprechen im Vorwort eine „fundierte, kritische Perspektive auf facebook“, diese „Maschine“, der sie sich auf den Ebenen der Politik und Ökonomie, in Bezug auf das Verhältnis von Subjekt, Identität und Gesellschaft sowie über das Verhältnis von Privatsphäre und Überwachung nähern wollen. Unter diesen Blickwinkeln bieten sie eine theoretisch versierte und äußerst differenzierte Analyse des Phänomens.

Netz und Markt

So versteht etwa der Medienwissenschaftler Marc Andrejevic Facebook als eine neue Produktionsweise. Er verfolgt die Beobachtung, dass durch Facebook eine zunehmende Verlagerung des Sozialen in einen kommerzialisierten und privatisierten digitalen Raum und somit eine Einhegung des dabei generierten Inhalts stattfindet, in dem sich die User*innen beim Pflegen ihrer sozialen Kontakte nebenbei zur Analyse ihrer Konsumgewohnheiten zu Marketingzwecken radikal transparent machen. Dadurch, dass die User*innen diesem privaten Raum einen nie enden wollenden Strom an Informationen zu ihren Wünschen, Vorlieben und Konsumgewohnheiten zur Verfügung stellen, kann die gezielte Platzierung von Werbebotschaften auf eine neue Stufe gehoben werden. In den Genuss der Vorteile der Teilhabe an Facebook kommt nur, wer sich auf der anderen Seite auch vollständig als Marktforschungsobjekt zur Verfügung stellt.

Daran anschließend betrachten Marc Coté und Jennifer Pybus die auf Facebook stattfindende Informationsgenerierung selbst bereits als Arbeit. Sie analysieren die Selbstdarstellung auf Facebook mithilfe des Konzepts der immateriellen Arbeit nach Hardt und Negri als „immaterielle Arbeit 2.0“, die dem

Unternehmen kostenlos zur Verfügung gestellt wird und bei der die Grenzen zwischen Arbeit und Freizeit zunehmend verschwimmen; die frühere vorwiegend passive Rezeptivität des Medienkonsums wandelt sich hier zu affektiv aufgeladener Produktivität aktiver „Produzent*innen-Konsument*innen“, deren Mehrwert in Form statistischer Daten vom Unternehmen profitabel abgeschöpft werden kann. Dies ermöglicht ein nie dagewesenes Ausmaß der biopolitischen Analyse des sozialen Körpers. In gewisser Weise erscheint hier Deleuze' Schreckensnachricht, dass „Unternehmen eine Seele haben“, radikalisiert: Facebook stellt die Infrastruktur, die Seele liefern die User*innen. Sie füllen die an sich leere Hülle Facebook mit ihrer Aktivität, ihrem Engagement, ihren Affekten und liefern ihm somit erst den Strom an kollektiv-seelischen Inhalten, von denen es lebt und die es zur Verwertung nahezu beliebig anzapfen kann.

Drastisch veranschaulicht wird dies mit direktem Einblick in diese Marketingmechanismen, etwa über den Kurzkomentar eines Entwicklers von Marktanalyse-Tools, für den die Nutzer*innengenerierten Inhalte letztlich „nur eine Ressource [darstellen], die auf der Straße liegt, um aufgehoben und verkauft zu werden“; dass Daten nicht nur an Unternehmen, sondern auch an Ermittlungsdienste bereitwillig verkauft werden, hebt die Medienaktivistin Anne Roth hervor, deren Lebensgefährte Andrej Holm 2007 ins Visier der Terrorfahndung geriet. Die technischen Voraussetzungen nehmen Robert Bodle und Carolin Gerlitz kritisch in den Blick; sie machen insbesondere auf die Expansion von Facebook auf weite Teile des Web durch Social Plugins aufmerksam und eröffnen eine Perspektive für Möglichkeiten eines wertebewussteren Umgangs mit dem Design sozialer Netzwerke.

Netz und Selbst

Was führt dazu, dass wir uns dieser Maschinerie freiwillig unterwerfen? Die Beiträge zu Subjektivierungsweisen in Facebook versuchen darauf Antworten zu geben: Facebook dient gleichzeitig als

Identitätsverstärker und -generator und ist Schauplatz einer fortlaufenden Performance der eigenen Identität, die im Spannungsfeld von Eindeutigkeit und Fragmentierung oszilliert.

Laut Gerald Raunig manifestiert sich in der Zerlegung der Einzelnen in quantifizierbare Daten und „Likes“ auf Facebook eine Aktualisierung des Begehrens nach Selbstzerteilung. Er plädiert dafür, den Begehrenscharakter, den diese Art der Selbstdarstellung ausdrückt, ernst zu nehmen, auch um Möglichkeiten zu dessen Unterwanderung sinnvoller ausloten zu können. Caroline Wiedemann sieht in der Selbstdarstellung auf Facebook zudem die Selbstoptimierungslogik der Assessment-Center-Mentalität fortgesetzt. Bei Facebook lernen ihrer Ansicht nach gerade auch Jugendliche Praktiken des Self-Branding, also der Darstellung ihrer selbst als Marke. Mittels einer Analyse der „nackten“, noch unbeschriebenen Profiloberfläche bei Facebook legt sie dar, welche Anreize zur Selbstdarstellung geschaffen werden, um die strategische und kontrollierte Selbstpräsentation vor dem imaginierten Publikum voranzutreiben. Inwiefern dieses Layout dem Drang nach Selbstzerteilung ein „Phantasma der Kohärenz“ entgegengesetzt, also einer eindeutigen Identität und ihrer Beschreibbarkeit als zusammenhängende Einheit, analysiert Susanne Lummerding. Dementsprechend erinnert Geert Lovink an den weitaus spielerischeren Umgang mit Identität im früheren Web, das eine Spielwiese multipler anonymer Identitäten gewesen sei und stellt sich die Frage, inwiefern auch im Web 2.0 dem Identitätszwang zu entkommen wäre. Auswege aus diesem Dilemma sieht er in dreierlei Weise gegeben: im Eingeständnis komplexer und auch negativer Gefühlsäußerungen, in der Absage an die Eventkultur und in einem neuen Nachdenken über Anonymität im Web.

Netz und Öffentlichkeit

Saskia Sassen betrachtet die Verknüpfung politischer Aktivität auf Facebook mit lokal bestehenden aktivistischen Kontexten und liefert eine Analyse des Verhältnisses von Online- und Offline-Aktivitäten. Die Fragmentierung der Öffentlichkeit in Facebook zeigt sich hier, wenn statt einer weltumspannenden Zivilgesellschaft vor allem die Interaktion lokaler Gruppen koordiniert wird und sich ein schillerndes Biotop unterschiedlichster Welten innerhalb der „Welt“ Facebook entfaltet, was jedoch auch bedeutet, dass es keinen zentralen Punkt gibt, von dem aus ein Überblick über diese Welt möglich wäre. Auch Ganaele Langlois, Greg Elmer und Fenwick McKelvey

gehen dieser Fragmentierung in der Frage nach der Entstehung von „issue publics“ nach, also themenspezifischer Öffentlichkeiten, die als in sich relativ abgeschlossen erscheinen. Öffentlichkeitsbildung auf Facebook sei insofern kritisch zu sehen, als das Netzwerk in seiner Eigenschaft als „Black Box“ die Produktionsprozesse spezifischer Themenschwerpunkte verberge. Es erscheine insofern antidemokratisch, wenn etwa ein „Like“ augenscheinlich eine fundierte Debatte ersetzen zu können vermag.

Einen interessanten methodologischen Blick auf die Herausforderungen, die Social Media an die Critical Border Studies stellen, werfen Marianne Pieper, Brigitta Kuster und Vassilios Tsianos. Sie entwickeln mit ihrer „Net(h)nografischen Grenzregimeanalyse“ ein Analysetool für grenzüberschreitende Migrationsströme. Dabei nehmen sie die Rolle von Social Media und anderen technologischen Hilfsmitteln für die Bewältigung von (heimlichen) Grenzübertritten in den Blick. Diese ermöglichen die ständige Aktualisierung des eigenen Wissensreservoirs in Bezug auf Informationen zu Routen, Arbeits- und Rechtsbedingungen et cetera am angestrebten Ort. Grenzen erscheinen darin als umkämpfte Räume, als „Demarkationslinien“ oder, je nach Situation, mehr oder minder durchlässige Membranen; Mobilität entpuppt sich als die „Metastabilität der Kontrollgesellschaft“, die eine Herausforderung und Störung des kontrollgesellschaftlichen Zugriffs auf die Subjekte darstellen kann.

Insgesamt leistet der Sammelband die Zusammenführung aktueller Forschungsansätze, macht zeitgenössische linke Theorie für die Auseinandersetzung mit Facebook, aber auch mit sozialen Netzwerken im Allgemeinen, fruchtbar, zeigt Exit-Strategien auf und schärft dabei den Blick für die Komplexität der Thematik, die eine differenzierte medienwissenschaftliche Analyse fernab populistischer Verschlagwortung in den Blick bringen kann.<

Desirée Rossa
studiert Soziologie
an der LMU in
München



Foto: Friedrich C. Burschel

Wieder über Guben reden

Der Tod Farid Guendouls und die Folgen. Von Daniel Krüger

Wer erinnert sich noch an das Datum 13. Februar 1999 in Guben? Wer kennt den Namen des toten Algeriers? Wer weiß, was damals geschah?

In jener Nacht vor 14 Jahren machten sich elf junge Männer aus Guben auf die Jagd. In ihren Autos, beschallt durch Musik von „Landser“, fuhren sie durch den Stadtteil Obersprucke und suchten Ausländer – bis sie auf Farid Guendoul, Khaled B. und Issaka K. stießen. Die drei waren auf dem Heimweg aus der Diskothek „Dance-Club“, als die Angreifer auf sie losstürmten. Sie versuchten zu fliehen. Khaled B. schaffte es nicht, er wurde getreten, bis er ohnmächtig war. In panischer Angst wollten Farid Guendoul und Issaka K. in den Hauseingang der Hugo-Jentsch-Straße 14 gelangen, um dort Schutz zu finden. Guendoul trat dafür die Glastür ein und verletzte eine Arterie im Bein. Innerhalb weniger Minuten verblutete er.

Seit dem 13. Februar 2013 ist das Weblog RE:GUBEN online und fragt nach: Was waren die Folgen der Tat und des Todes Farid Guendouls? Wie wurde mit der Tat in Guben umgegangen? Wie kann Gedenken gestaltet werden? Wie reagieren Politik und Gesellschaft? Einige der Autorinnen und Autoren begleiteten 1999 und danach die Opfer und ihre Angehörigen, dokumentierten das Gerichtsverfahren gegen die Täter und mischten sich in politische Debatten ein. Sie wollen nun bis zum 13. Februar 2014 in Interviews, Kommentaren und Analysen die vergangenen Ereignisse rekonstruieren, die Situation in Guben in den Blick nehmen und ins Gespräch über Möglichkeiten des Umgangs mit der Tat kommen.

www.re-guben.de
facebook.com/reguben
twitter.com/reguben

GEGEN NAZITERROR,
STAATLICHEN UND
ALLTÄGLICHEN
RASSISMUS
VERFASSUNGSSCHUTZ
ABSCHAFFEN!

ANTIFASCHISTISCHE
DEMONSTRATION
ZUM AUFTAKT DES
NSU-PROZESSES

MÜNCHEN 13.4.13 | 13 UHR, STACHUS
& KUNDGEBUNG AM 1. PROZESSTAG
NSUPROZESS.BLOGSPORT.DE

WEM GEHÖRT DIE STADT?

MANIFESTATIONEN
NEUER SOZIALER
BEWEGUNGEN
IM MÜNCHEN
DER 1970ER JAHRE



22. Februar – 1. September 2013

125 JAHRE

www.muenchner-stadtmuseum.de

MÜNCHNER
STADTMUSEUM